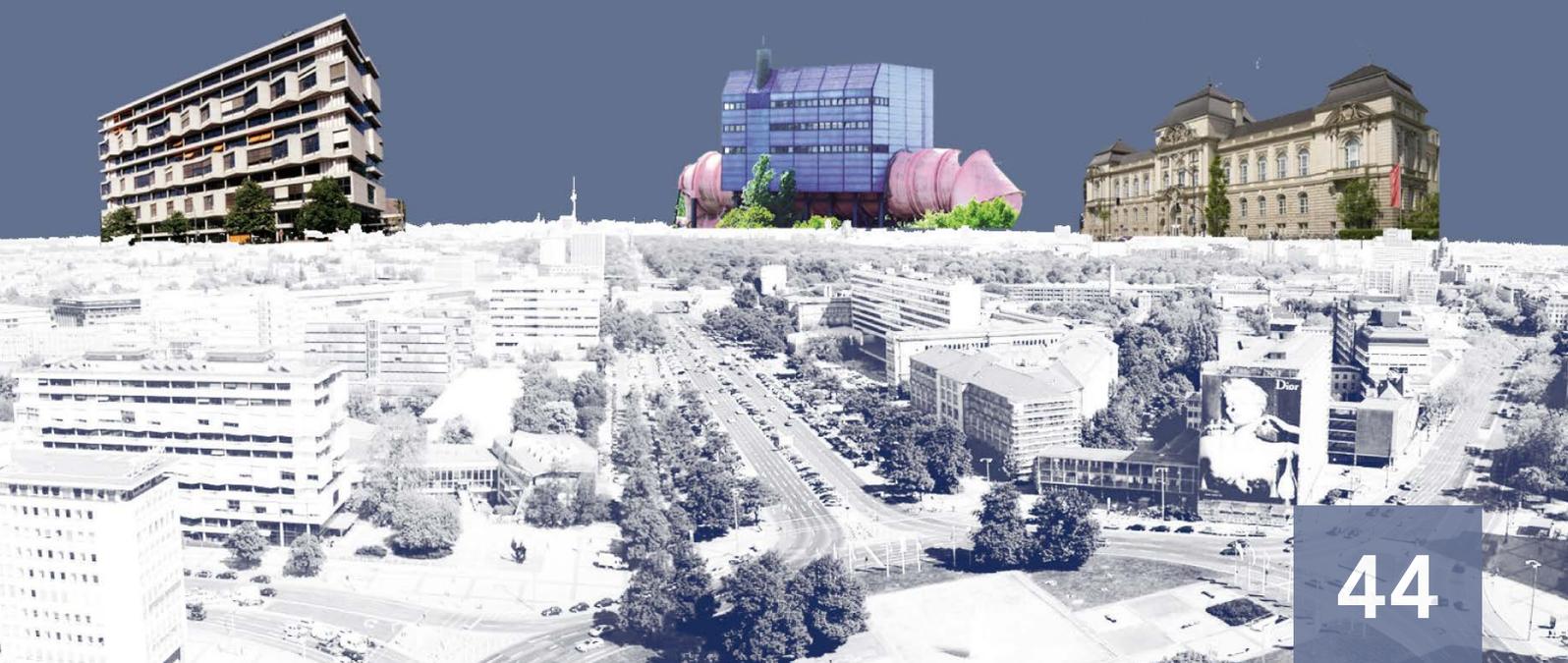


Laura Calbet i Elias, Sebastian Däßler, Larissa Rensing (Hrsg.)

Rethink your University!

Städtebauliche Entwürfe zum Campus Charlottenburg
als Reflexion einer sich verändernden Hochschullandschaft



GRAUE REIHE DES
INSTITUTS FÜR STADT- UND REGIONALPLANUNG
Technische Universität Berlin

FORUM STADT- UND REGIONALPLANUNG E.V.
Herausgeber der Schriftenreihe

Heft 44
Berlin 2012

Die Beiträge der Grauen Reihe dienen der zeitnahen Publikation von Arbeiten im Internet, die aktuelle wissenschaftlich oder planungsbezogen relevante Themen angehen und sich mit unterschiedlichen Positionen in Politikbereichen der Stadt- und Regionalplanung, Stadtgeschichte und Stadtentwicklung, des Wohnungswesens und des Planungs- und Baurechts auseinandersetzen. In dieser Reihe finden Sie u. a. Diplomarbeiten, Tagungs- und Veranstaltungsdokumentationen oder Forschungsberichte.

HERAUSGEBER DER GRAUEN REIHE
Forum Stadt- und Regionalplanung e.V.
c/o Institut für Stadt- und Regionalplanung
Sekretariat B7
Hardenbergstr. 40a, 10623 Berlin
▷ www.isr.tu-berlin.de

AUTORENÜBERSICHT

Teil A:

Laura Calbet i Elias, Sebastian Däßler, Larissa Rensing

Teil B:

Daniel Cibis, Sebastian Däßler, Moritz Faloota, Martin Gebhardt, Johannes Hipp,
Simone Linke, Janek Lorenzen, Peter Mackensen, Ji-Hoon Park, Larissa Rensing,
Minjun Tan

Layout: Johannes Hipp

VERLAG UND VERTRIEB

Universitätsverlag der Technischen Universität Berlin
Universitätsbibliothek im VOLKSWAGEN-Haus
Fasanenstraße 88, 10623 Berlin
▷ publikationen@ub.tu-berlin.de

LAYOUT

Johannes Hipp

TITELBILD

Fotomontage für die Ausschreibung zum 156. AIV-Schinkel-Wettbewerb 2011.
Science-City – die unbedingte Universität.
(Bearbeitet von „Semmer Hicsasmaz Berlin“ basierend auf dem Foto
„Panoramablick über den Ernst-Reuter-Platz“ TU Berlin/Weiß 2010).
Das Titelbild wurde mit freundlicher Genehmigung des AIV zu Berlin e.V
zur Verfügung gestellt.

PRODUKTION UND UMSCHLAGGESTALTUNG

Thomas Rutschke
Publikationsstelle
Institut für Stadt- und Regionalplanung
▷ publikationen@isr.tu-berlin.de

Laura Calbet i Elias, Sebastian Däßler, Larissa Rensing (Hrsg.)

Rethink your University!

Städtebauliche Entwürfe zum Campus Charlottenburg als
Reflexion einer sich verändernden Hochschullandschaft

Abstract

Universitäten und Forschungseinrichtungen stehen im Kontext einer wissensbasierten Ökonomie im Fokus stadtentwicklungspolitischen Interesses. Umgekehrt befinden sich Universitäten im Wettbewerb um knapper werdende Budgets, innovative Forschungsergebnisse und eine immer mobilere Bildungselite. Durch diese Situation werden auch neue baulich-räumliche Anforderungen an Universitäten gestellt. Ein attraktiver Standort spielt eine immer bedeutendere Rolle für ihre Positionierung in der wettbewerbsorientierten Hochschullandschaft. Städtebauliche Maßnahmen gelten hier als Mittel, die räumliche Erneuerung mit umfangreicheren Zielen zu verbinden. In diesem Zuge werden zum einen umfassende Modernisierungsprojekte an bestehenden Gebäuden vorgenommen und zum anderen neue, teilweise spektakuläre Universitätsgebäude errichtet. In räumlicher wie wörtlicher Hinsicht, so scheint es, vollzieht die unternehmerische Universität einen Umzug vom Elfenbeinturm in den Leuchtturm. Der umstrittene Wandel zur unternehmerischen Hochschule, der die Gefahr einer ausdifferenzierten Hochschullandschaft in wenige Excellenzuniversitäten und viele unterfinanzierte Hochschulen nach sich zieht, bildet den Ausgangspunkt für die drei in dieser Arbeit vorgestellten städtebaulichen Entwürfe zum Campus Charlottenburg. Ausgehend von der Annahme, dass Raum als ein gesellschaftliches Produkt zu begreifen ist, ist bei der hier dargestellten reflexiven Entwurfsarbeit die Anerkennung der baulichen Gestalt von Universitäten als Spiegelbild derjenigen Rolle, die Universitäten im Verlauf der Zeit zugeschrieben wurde, maßgebend. Daran anknüpfend geben die Entwürfe verschiedene Haltungen wieder, wie sich ein historisch gewachsener Campus innerhalb der verstärkten interuniversitären Wettbewerbssituation entwickeln kann.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	8
<u>TEIL A - Hochschul- und Campuserwicklung im Kontext gesellschaftlicher Dynamik</u>	<u>12</u>
1. Von der „Einheit von Forschung und Lehre“ zur Ordinarienuiversität	12
1.1 Strukturelle Entwicklung der Universitäten	12
1.2 Bauliche Charakteristika	14
1.3 Die Entwicklung des Campus Charlottenburg im preußischen Berlin bis zum Zweiten Weltkrieg	15
2. Entwicklung und Krise der Massenuniversität	18
2.1 Strukturelle Entwicklung der Universitäten	18
2.2 Bauliche Charakteristika	20
2.3 Die Entwicklung des Campus Charlottenburg im geteilten Berlin	21
3. Neoliberale Strukturen in der Hochschul- und Campuserwicklung	23
3.1 Strukturelle Entwicklung der Universitäten	23
3.2 Bauliche Charakteristika	27
3.3 Der Campus Charlottenburg im wiedervereinten Berlin	29
Zwischenfazit	32
<u>TEIL B - Der Campus Charlottenburg im Rahmen des AIV-Schinkel-Wettbewerbs 2011</u>	<u>35</u>
4. Städtebauliche Analyse des Campus Charlottenburg	35
5. Wettbewerbsbeiträge zum AIV-Schinkel-Wettbewerb 2011	43
5.1 Vorstellung und Reflexion der Entwurfsgruppe 1	45
5.1.1 Vision der Universität der Zukunft	45
5.1.2 Grundlegendes Konzept für die Entwicklung des Campus Charlottenburg	45
5.1.3 Entwurfsumsetzung und Begründung	47
5.1.4 Reflexion des Entwurfes in Bezug auf Leuchtturmcharakter	49
5.2 Vorstellung und Reflexion der Entwurfsgruppe 2	53
5.2.1 Vision der Universität der Zukunft	53
5.2.2 Grundlegendes Konzept für die Entwicklung des Campus Charlottenburg	53
5.2.3 Entwurfsumsetzung und Begründung	55
5.2.4 Reflexion des Entwurfes in Bezug auf Leuchtturmcharakter	57
5.3 Vorstellung und Reflexion der Entwurfsgruppe 3	59
5.3.1 Vision der Universität der Zukunft	59
5.3.2 Grundlegendes Konzept für die Entwicklung des Campus Charlottenburg	59
5.3.3 Entwurfsumsetzung und Begründung	64
5.3.4 Reflexion des Entwurfes in Bezug auf Leuchtturmcharakter	66
Fazit und Ausblick	68
Literatur- und Quellenverzeichnis	70

Abbildungsverzeichnis

Abb.1	Berliner Universität um 1850	14
Abb.2	Königlich Polytechnische Schule München im Stil der Neorenaissance	14
Abb.3	Städtebauliche Situation am künftigen Campus Charlottenburg 1877	15
Abb.4	Hauptgebäude der KTH im Stil der Neorenaissance	15
Abb.5	Werkstattgebäude der frühen Campuserwicklung	16
Abb.6	Das EB-Gebäude, Nachbargebäude des Hauptgebäudes	16
Abb.7	Das zerstörte Hauptgebäude nach dem zweiten Weltkrieg	17
Abb.8	Zahl der Studierenden	19
Abb.9	Neugründungen und Erweiterungen von Universitäten	20
Abb.10	Das Gebäude für Bergbau und Hüttenwesen am Ernst-Reuter-Platz	21
Abb.11	Der in den 1950er Jahren konzipierte Ernst-Reuter-Platz	21
Abb.12	Die Versuchsanstalt für Wasser- und Schiffsbau	22
Abb.13	Blick auf den Hauptcampus	22
Abb.14	Fotomontage aus Architekturzeichnungen	22
Abb.15	Das Mathematik-Gebäude aus den 1980er Jahren	23
Abb.16	Neues Zentralgebäude der Leuphana Universität Lüneburg	28
Abb.17	Bibliotheksgebäude der BTU	28
Abb.18	Forschungsbau Interaktive Intelligente Systeme auf dem Campus Bielefeld	29
Abb.19	Chemiegebäude mit sanierter Fassade	30
Abb.20	Rückansicht des Neubaus der gemeinsamen Bibliothek von TU und UdK	30
Abb.21	Strukturplan für den Campus Charlottenburg aus dem Masterplan 2009	31
Abb.22	Lageplan zum städtebaulichen Gesamtkonzept aus dem Masterplan	34
Abb.23	Eingang zum Hauptcampus aus Richtung des Ernst-Reuter-Platzes	35
Abb.24	Blick auf das Architekturgebäude aus Richtung des Ernst-Reuter-Platzes	35
Abb.25	Wenig sichtbare Eingangssituation zum Nordcampus	36
Abb.26	Hauptmensa an der Hardenbergstraße	36
Abb.27	Untergenutzter Ostcampus	36
Abb.28	Innenbereich des Nordcampus	36
Abb.29	Eine Mauer riegelt das UdK-Gelände vom Rest des Campus ab	37
Abb.30	Der Innenhof der UdK als Rückzugsort mit verwunschenem Charme	37
Abb.31	Zentrale Grünfläche auf dem Nordcampus mit Freizeit- und Erholungswert	38
Abb.32	Grünfläche auf dem Hauptcampus mit Erholungswert	38
Abb.33	Parkplätze und Container entlang der Hertzallee	39
Abb.34	Trampelpfade auf den Grünflächen	39
Abb.35	Titelbild des Schinkelwettbewerbes 2010	42

Abb.36 Lageplan des Entwurfes QUINTA ESSENTIA	44
Abb.37 Lageplan für den Ostcampus	44
Abb.38 Detailansichten der zu entsehenden Gebäude	44
Abb.39 Die fünf Essenzen von QUINTA ESSENTIA	46
Abb.40 Bauliche Leuchttürme	47
Abb.41 Längsschnitt der Straße des 17. Juni e	48
Abb.42 Querschnitt der Straße des 17. Juni	48
Abb.43 Neue Fassade der Fakultät III	48
Abb.44 Innenansicht der Fakultät III	48
Abb.45 Blicke auf die neue städtebauliche Situation an der Straße des 17. Juni	49
Abb.46 Schwarzplan	50
Abb.47 Übersicht der Maßnahmen	50
Abb.48 Lageplan des Entwurfes LINKING TU	52
Abb.49 Drei neue Raumkategorien	54
Abb.50 Längsschnitt der Nord-Süd-Achse	56
Abb.51 Längsschnitt der West-Ost-Achse	56
Abb.52 Schwarzplan	56
Abb.53 Maßnahmen	56
Abb.54 Lageplan des Entwurfes AKUPUNKTUR	58
Abb.55 Der Campus im Epochenwandel und Zukunftsvision	60
Abb.56 Entwicklungsphasen Ost-Campus	60
Abb.57 Weißplan der kleinteiligen Eingriffe mit den prozessualen Bauphasen auf dem Ostcampus	61
Abb.58 Kuben als vernetzte Leuchtpunkte	62
Abb.59 Schematische Darstellung der Kuben im modulhaften Aufbau	62
Abb.60 Schematische Darstellung der Kuben im modulhaften Aufbau	62
Abb.61 Flexible Nutzungs- und Implementierungsmöglichkeiten der Kuben	63
Abb.62 Beispielhafte Ansichten einer Local Social Base	65

Aus Gründen der Lesbarkeit ist das Abbildungsverzeichnis gekürzt. Das vollständige Abbildungsverzeichnis mit rechtlichen Hinweisen ist am Ende dieser Publikation zu finden.

Abkürzungsverzeichnis

AIV:	Architekten- und Ingenieursverein zu Berlin e.V.
IKMZ:	Informations- und Kommunikationszentrum der BTU Cottbus
KTH	Königlich Technische Hochschule
TUB:	Technische Universität Berlin
UdK:	Universität der Künste

Einleitung

Im Juni dieses Jahres ist zum dritten Mal die Entscheidung zur Ernennung der Elitehochschulen im Rahmen der Exzellenzinitiative gefallen: Die Humboldt Universität wurde mit ihrem Zukunftskonzept zur zweiten Berliner Universität mit Elitestatus nach der Freien Universität gekürt, während die dritte der großen staatlichen Universitäten Berlins, die Technische Universität Berlin, bereits im Vorfeld ausgeschieden war.

Diese Konstellation der Berliner Hochschulen drückt auf lokaler Ebene jene Wettbewerbssituation im Hochschulwesen aus, die sowohl auf nationaler als teilweise auch auf internationaler Ebene zu beobachten ist. Mit den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Transformationen im Kontext des Übergangs einer spätindustriellen Gesellschaft zur Wissensgesellschaft und einem zunehmend neoliberalen Staatsverständnis haben sich die Rahmenbedingungen, unter denen Wissenschaft stattfindet, in den letzten rund 20 Jahren stark geändert. Der Staat hat sich zunehmend aus der Finanzierung des Hochschulbetriebes zurückgezogen, sodass die Finanzierung der Universitäten verstärkt leistungsorientiert oder, wie im Fall der Exzellenzinitiative, für ausgewählte Universitäten mit besonders herausragenden Zukunftskonzepten erfolgt. Wettbewerb stellt mittlerweile eine prägende Rahmenbedingung der strategischen Entwicklung von Hochschulen dar. Das Steuerungsmodell dieser Entwicklung wird mit dem Namen „Unternehmerische Hochschule“ zusammengefasst (vgl. u.a. Dörre u. Neis 2010). Demnach stehen Universitäten unter dem Druck sich zu profilieren, um Forschungsgelder und Mitglieder einer zunehmend mobilen Bildungselite für sich zu gewinnen. Dieses Effizienz orientierte Handeln von Universitäten, z.B. die Konzentration finanzieller Mittel auf Forschung mit Innovationspotential internationalen Rangs, wird angesichts der Gefahr einer abnehmenden Bedeutung von Lehre und einer sinkenden Unabhängigkeit der

Forschung kritisch hinterfragt (vgl. u.a. Dörre u. Neis 2010, Knobloch 2010, Maeße 2010). Auch sind die Bildungsproteste gegen die Bologna-Reform oder die Einführung von Studiengebühren Ausdruck davon, dass die Entwicklung von einem Humboldt'schen Bildungsideal hin zu einem neoliberal strukturierten Hochschulwesen mit hohen Einbußen für die Hauptadressaten einer Hochschule, den Studierenden, einhergeht.

Die Frage der räumlichen Anbindung und Gestaltung spielt im Zuge der Hochschulprofilierung eine zunehmend wichtige Rolle. Einerseits wird angestrebt, Wiedererkennungseffekte durch hervorstechende Architektur zu schaffen. Andererseits, und in Anlehnung an die Diskussion über Attraktivitätsbedingungen im Städte-wettbewerb, wird dem Image des Hochschulstandorts eine erhebliche Bedeutung für die Wahl eines Studien-, Arbeits- oder Wohnstandortes zugeschrieben. Demzufolge werden ökonomische Gunstfaktoren, wie ein dichter regionaler Arbeitsmarkt und Aspekte der Lebensqualität, wie ein urbanes Kulturangebot, in die Neuentwicklung von Campi einbezogen. Viele Universitäten sind aktuell angehalten, sich auch durch gestalterische Maßnahmen und eine Öffnung zu ihrer urbanen Umgebung im interuniversitären Wettbewerb zu behaupten (vgl. Bodenschatz 2003: 67). Innerstädtische Universitäten streben es an zur Profilierung und Entwicklung ihrer Städte beizutragen, während Universitäten am Stadtrand nach Strategien suchen, „um sich neu zu definieren und [...] eine neue Urbanität in ihren suburbanen Lagen [zu entwickeln]“ (Hoeger 2009: 76). Umgekehrt gelten Universitäten mit ihren Forschungseinrichtungen und Spin-Offs im Kontext einer wissensbasierten Ökonomie als wichtige Standortfaktoren für die Städte. Universitäten sollen Städten nicht nur ein junges und dynamisches Image geben, auch errechnet man sich Vorteile aus dem Transfer von innovativen Forschungsergebnissen in die (lokal)ökonomische Verwertbarkeit. Das Erfordernis eines stimmigen Beziehungsgeflechtes von Hochschulstandort und städtischer Umgebung ist somit insgesamt gewachsen.

Folglich stellen sich für die Stadtplanung und Stadtforschung neue Fragen über baulich-gestalterische und stadt-strategische Aspekte von Campusrealen, die auf die veränderte Hochschullandschaft und die Anforderungen einer urbanen Wissensgesellschaft reagieren.

In Berlin zeugt die Erarbeitung des Masterplans für den Campus Charlottenburg, der im Jahr 2009 unter Beteiligung der beiden lokalen Hochschulen Technische Universität Berlin (TUB) und Universität der Künste (UdK) erstellt wurde, von dem gestiegenen stadtplanerischen Interesse an Orten des Wissens. Der Campus gilt seitens der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin als wichtiger Impulsgeber für Kreativität und Kultur. Ziel ist es, den historisch gewachsenen Campus über städtebauliche und ökonomische Maßnahmen als ‚Wissenszentrum‘ stärker in die umliegende City West zu integrieren (vgl. SenStadt 2009: 13).

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen lässt sich die Auslobung des Schinkel-Wettbewerbs 2011 des Architekten- und Ingenieur-Vereins Berlin (AIV) mit dem Motto „Science City – die unbedingte Universität“ (vgl. AIV Berlin 2010) einordnen, welches den Anstoß zu dieser Arbeit gab. Im AIV-Wettbewerb war die Entwicklung von Konzepten für eine Aufwertung und Erweiterung des Campus Charlottenburg gefragt. Auch sollten die Potentiale des Campus für das Image Berlins als Wissenschaftsstandort herausgestellt und die Verknüpfung des Campus mit der City West verbessert werden. Für die Erarbeitung der Wettbewerbsbeiträge stellte sich jedoch die Frage, wie in den Entwürfen eine Haltung gegenüber der nicht unumstrittenen Hochschulentwicklung eingenommen werden kann und wie zugleich dem Aufbaubedarf und der Notwendigkeit einer engeren Verflechtung mit der Stadt Rechnung getragen werden kann.

Die räumliche Gestaltung wird im gegenwärtigen Städtebau häufig als wertfrei angesehen, als stille Umsetzung der als indiskutabel verstandenen Planungsziele eingeschätzt. Die räumliche Gestaltung von Planung wäre somit die Zustimmung dieser Ziele. Doch eine Zukunfts-

vision könnte auch Alternativen zeigen und sich gerade umstrittenen und nicht expliziten Zielen widersetzen. Die Erarbeitung von (möglicherweise kritischen) Zukunftsvisionen für den Campus setzt voraus, einen Rahmen zuzulassen, um die eigene Position zu aktuellen Entwicklungen in der Universitätslandschaft und zu ihrer Rolle in der Stadt zu beziehen. Der hier getestete Ansatz eines „politisch reflexiven städtebaulichen Entwurfs“ besteht darin, den Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Prozessen und räumlicher Entwicklung nachzuvollziehen – das Bewusstsein für die gesellschaftliche Produktion des Raumes zu wecken – um aus dieser Einsicht eine eigene Haltung zu entwickeln, die sich im Entwurf widerspiegelt.

Daher bestand das erste Ziel dieser Arbeit in der Untersuchung von Hochschul- und speziell von baulicher Campuserweiterung in Relation zu gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Durch die Auseinandersetzung mit der Geschichte der gesellschaftlichen Produktion von Universitätsstandorten, sollen die Rahmenbedingungen der heutigen Entwicklung von Campi kritisch hinterfragt werden. Damit sollen die eigenen konzeptionellen Überlegungen aus einer bewussten Haltung gegenüber diesen Rahmenbedingungen erarbeitet werden.

Entsprechend diesem Ziel leitet die nachfolgende erste Forschungsfrage durch den theoretischen Teil dieser Arbeit:

„Welche Verflechtungen bestehen zwischen Universitäts- und Campuserweiterung und gesellschaftlicher Dynamik?“.

Die nachfolgende zweite Forschungsfrage ist orientierungsgebend für den anschließenden konzeptionellen Teil dieser Arbeit:

„Wie kann der Campus Charlottenburg zukünftig gestaltet werden und dabei eine Haltung der Entwurfsgruppen gegenüber der heutigen universitären Entwicklung ausgedrückt werden?“.

Methodischer und inhaltlicher Aufbau

Entsprechend den beiden Forschungsfragen setzt sich diese Arbeit aus einer Verknüpfung von einem theoretisch-analytischen Teil zur Hochschul- und Campuserwicklung (Teil A) und einem konzeptionellen Teil (Teil B), in welchem die verschiedenen Ideen der zukünftigen Gestaltung des Campus Charlottenburg entwickelt werden, zusammen.

Nach der Einleitung im vorliegenden Kapitel erfolgt in den ersten drei Kapiteln die Untersuchung von historischen Veränderungen des deutschsprachigen Hochschulwesens im Kontext gesamtgesellschaftlicher Veränderungen auf Basis einer Literaturlauswertung. Die Kapitel 1 bis 3 werden in Anlehnung an universitäre Typen, die sich Verlauf der Universitätsgeschichte herausgebildet haben, gegliedert: Die Entwicklung der von Humboldts Bildungsideal geprägten Universität zur Ordinarienuniversität wird in Kapitel 1 umschrieben. Kapitel 2 fokussiert die Genese und die Krise der Massenuniversität. Die heutige, von neoliberalen Strukturen gekennzeichnete Universität wird in Kapitel 3 umschrieben. In jeweiligen Unterkapiteln werden institutionelle und bauliche Charakteristika des jeweiligen Typus miteinander in Bezug gesetzt. Die historische Entwicklung des Campus Charlottenburg in Relation zum Berliner Umfeld wird jeweils in einem Unterkapitel gesondert aufgezeigt.

In einem Zwischenfazit werden die Charakteristika der Universitätserwicklung im Spannungsfeld gesellschaftlicher Veränderungen betont und der theoretische erste Teil sowie der anschließende konzeptionelle Teil miteinander verknüpft. Anschließend erfolgt mit dem Teil B die konzeptionelle Auseinandersetzung mit dem heutigen Campus Charlottenburg vor dem Hintergrund einer kritischen Betrachtung der Planungsziele und der AIV-Wettbewerbsausschreibung.

Die wachsenden Ansprüche an innerstädtische Campusareale berücksichtigend, wird in Kapitel 4 eine Analyse der städtebaulichen Situation anhand verschiedener Kriterien (u.a. der Wege-

beziehungen, der Grün- und Freiflächen und der Verbindungen mit dem Stadtraum) auf Grundlage von Ortsbegehungen und der Durchsicht von Kartenmaterial vorgenommen. Auch wurden Gespräche mit Vertretern des Gebäudemanagements der Technischen Universität geführt, aus denen Erkenntnisse für die Campusanalyse gewonnen wurden.

Nachdem in Kapitel 5 die Wettbewerbsanforderungen dargestellt werden, erfolgt in Kapitel 6 die Vorstellung der Wettbewerbsbeiträge der drei Entwurfsgruppen. In ihren Entwürfen beziehen die Autoren Stellung zu ihren Visionen einer zukunftsfähigen Universität am Beispiel des Campus Charlottenburg. Zudem wird die Rolle von Repräsentationsbauten als „Leuchttürme der Wissenschaft“ in den Wettbewerbsbeiträgen reflektiert.

Abschließend erfolgt ein Fazit mit Ausblick auf zukünftige Entwicklungen im Wechselverhältnis von Campus- und Stadtentwicklung.

Campusentwicklung im Kontext gesellschaftlicher Dynamik

„Es ist eine Binsenweisheit, dass eine Gesellschaft kein anderes Bildungssystem aufweisen oder für die Zukunft planen kann, als es ihrer Gesamtstruktur und ihren prinzipiellen politischen Vorstellungen entspricht“ (Goldschmidt 1991: 63).

Mit diesem Zitat wird die Rolle der Universitäten innerhalb eines Gesellschaftssystems deutlich. Im Folgenden wird ein Überblick über die historische Universitätsentwicklung der letzten zweihundert Jahre gegeben. Dabei wird der Versuch unternommen, die institutionelle Universitätsentwicklung und bauliche Campusentwicklung in den jeweiligen gesellschaftlichen Kontext zu setzen. Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass sich die jeweiligen Ausführungen zum Campus Charlottenburg zum Großteil auf die TUB beziehen, da der Campus baulich von dieser Universität dominiert wird; die UdK hingegen einen geringeren Bereich baulich in Anspruch nimmt.

In Anlehnung an die Wettbewerbsvorgaben des AIV wird in dieser Arbeit ein Fokus auf Campusuniversitäten gelegt. Der Anspruch auf vollständige Betrachtung des gesamten Wissenschaftssystems, einschließlich der Entwicklung von Fachhochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen, wird zudem nicht erhoben.

1. Von der „Einheit von Forschung und Lehre“ zur Ordinarienuniversität

1.1 Strukturelle Entwicklung der Universitäten

Humboldt'sche Reform

Für die Entwicklung einer europäischen Universität, zu der auch die frühen deutschen Hochschulen zu rechnen sind, ist die Pariser Uni-

versität, welche seit dem 13. Jahrhundert eine wichtige Institution darstellte, maßgeblich. In dieser erstmals als einer korporativen Einheit begriffenen Institution wurden sowohl geistliche als auch weltliche Wissenschaften gelehrt (vgl. Ellwein 1985: 23). Wissen war in dieser Phase in ein hierarchisches Gesellschaftssystem integriert und diente zur Fortsetzung der gegebenen Machtverhältnisse (vgl. Stichweh 2005: 2).

Im ausgehenden 18. Jahrhundert begann sich ein Bruch in der gesamten europäischen Universitätslandschaft abzuzeichnen, welche im engen Zusammenhang mit der großen preußischen Staatsreform infolge der Napoleonischen Kriege steht. Die Erneuerung des Bildungssystems war hierbei ein wesentlicher Bestandteil (vgl. Goldschmidt 1991: 64, Schramm 2002: 55). Die Umstrukturierung der Universitäten erfolgte nach dem Prinzip der Einheit von Forschung und Lehre, welches maßgeblich durch Wilhelm von Humboldt geprägt wurde. Nach diesem Verständnis „wurden Professoren und Studenten als gleichberechtigte Teilnehmer am Prozess der Wahrheitssuche verstanden – obwohl ihr Wissen und ihre Fähigkeiten auf unterschiedlichen Niveaus angesiedelt waren“ (Schimank u. Winnes 2001: 299).

Ausdifferenzierung der Wissenschaften und Entwicklung zur Ordinarienuniversität

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des ersten Weltkrieges änderte sich die Rolle der Universität. Seit der Durchsetzung der Humboldt'schen Ideen mit dem Grundsatz der Suche nach Erkenntnis und Wahrheit nahm die Fülle des vorhandenen Wissens durch die Vermehrung immer neuer Details stark zu. In der Folge kam es zu einer immer weiter voranschreitenden Ausdifferenzierung der Wissenschaftsdisziplinen und der Gründung zahlreicher spezialisierter Institute (vgl. Ellwein 1985: 124; Goldschmidt 1991: 66). An diesen entwickelte sich zugleich eine differenzierte Hierarchie unter den Wissenschaftlern. An erster Stelle standen die Professoren, gefolgt von ihren Assistenten

auf den unteren Stufen. Verbunden mit einem höheren Aufwand der Forschungsarbeit nahmen diese zugleich auch einen höheren Stellenwert an den Universitäten ein. Damit verlor die Lehre an der Universität an Bedeutung, da Forschungsleistung für die Karriere der Wissenschaftler mehr zählte als das Lehren von Studierenden (vgl. Goldschmidt 1991: 66). „Aus der Gelehrtenrepublik entwickelt sich eine aristokratische Republik, die viel zitierte Ordinarienherrschaft“ (ebd.: 66).

Die Ausdifferenzierung der Wissenschaften begleitete die wirtschaftliche sowie technische Entwicklung und ist eng mit der industriellen Revolution auch in Deutschland verknüpft. So begann am Ende des 19. Jahrhunderts die Blütezeit der deutschen Hochschulen. Die Universitäten und das ihr nahestehende Bildungsbürgertum befürworteten die Politik des deutschen Reiches (vgl. Ellwein 1985: 126; Goldschmidt 1991: 67f), denn „[m]it der Ausbreitung des Kapitalismus, dem Ausbau eines kapitalistisch orientierten Imperiums wird die Wissenschaft, werden die Hochschulen gewissermaßen zu einer ‚Produktivkraft‘ für Ansehen und Macht des Reiches“ (Goldschmidt 1991: 67). Mit wenigen Ausnahmen existierte so an den Universitäten eine breite Basis von Befürwortern des Kriegseinsatzes Deutschlands im ersten Weltkrieg (vgl. Goldschmidt: 67).

Die Universitäten und Technischen Hochschulen lebten in der Zeit bis zum Ende des ersten Weltkrieges in Frieden mit dem Staat und den oberen Klassen der Gesellschaft, insbesondere mit dem Bildungsbürgertum. Entsprechend gering war das Bedürfnis, die vorhandenen gesellschaftlichen Zustände zu hinterfragen (vgl. Ellwein 1985: 228). Dies sollte sich aber mit der Novemberrevolution, mit der Abdankung des Kaisers und der Gründung der Weimarer Republik in den Folgemonaten des ersten Weltkrieges umkehren. Entsprechend der in weiten Teilen des Bildungsbürgertums vorhandenen ablehnenden Einstellung gegenüber der Weimarer Republik, standen auch die Universitäten der neuen politischen Ordnung reserviert gegenüber: „Die Republik wurde nicht

geliebt, die Parteienherrschaft abgelehnt, einem Minister, der Angehöriger einer linken Partei war, kaum Respekt entgegengebracht“ (Ellwein 1985: 228). In der wissenschaftlichen Entwicklung verstetigte sich in dieser Zeit der Trend der vorangegangenen Jahrzehnte, indem die Differenzierung wissenschaftlicher Disziplinen immer weiter zunahm (vgl. ebd.: 231).

Die Universität im Nationalsozialismus

In der Zeit des Nationalsozialismus nahm die Universität eine zutiefst beschämende Rolle ein. „Die politische Gleichschaltung im Gefolge des 30. Januar 1933 offenbarte die politische Verblendung und moralische Schwäche weiter Kreise der Universitätsangehörigen. Bücher wurden verbrannt. Hitler wurde Treue gelobt“ (Goldschmidt 1991: 69). Mit der Gleichschaltung der Universitäten sollten drei Ziele verfolgt werden. Erstens sollte die Verwaltungsstruktur der Universitäten unter der Leitung des neuen Reichskulturministeriums nach dem „Führerprinzip“ ausgerichtet werden. Zweitens erfolgten massive Eingriffe in die Personalstruktur. Dies hatte zum Zweck zahlreiche Wissenschaftler, die entweder nicht der politischen Ausrichtung folgten oder nicht dem Menschenbild der Nationalsozialisten entsprachen, aus dem wissenschaftlichen Betrieb zu verbannen. Drittens sollte sich die nationalsozialistische Ideologie auch im Lehrangebot wiederfinden: Aufgrund „des weithin ohnedies herrschenden nationalsozialistischen Klimas fanden in politisch sensiblen Fächern der Geistes- und Sozialwissenschaften, aber auch in der Theologie, der Rechtswissenschaft, der Biologie nationalsozialistische Ideen zwar keine lückenlose, aber doch bemerkenswerte Verbreitung in relativ kurzer Zeit“ (Goldschmidt 1991: 70). Die Naturwissenschaften und technischen Wissenschaften, so auch die an der damaligen Technischen Hochschule Berlin, wurden in den Dienst von Krieg und Rüstung gestellt. Am gravierendsten äußerte sich die vorherrschende Ideologie jedoch in der Medizin, in Form von Euthanasie und tödlichen Versuchen an Menschen (vgl. ebd.: 70).

1.2 Bauliche Charakteristika

Schon seit dem 14. und 15. Jahrhundert wurde der Lehrbetrieb in bereits bestehenden Gebäuden, z.B. in ehemaligen Bürgerhäusern durchgeführt. Diese Tradition wurde auch im beginnenden 19. Jahrhundert fortgesetzt mit der Folge, dass sich zunächst keine eigene Typologie von Universitätsarchitektur entwickelte (vgl. Nägelke 1998: 103). Beispielhaft zu nennen ist hier die Einrichtung der Berliner Universität (heute Humboldt Universität) im Palais des ehemaligen Prinzen Heinrichs unter den Linden, die mehr aus fiskalischem Kalkül denn aus repräsentativen Zwecken erfolgte (siehe Abb. 1). Nur an jener Stelle stand ausreichend Raum ohne weitere Kosten zur Verfügung (vgl. ebd.: 103). Die in der Folgezeit entstandenen Neubauten wurden in Anlehnung an den Grundriss barocker Schlossbauten gestaltet und ab Mitte des 19. Jahrhunderts hinsichtlich einer besseren Erschließung für eine wachsende Zahl von Studierenden, als auch der besseren Nutzbarkeit für Festveranstaltungen immer wieder angepasst (vgl. Nägelke 1998: 105). Gleichzeitig begann, analog zur beginnenden fachlichen Differenzierung der Wissenschaften, auch der fachliche Anspruch an die Universitätsbauten zu steigen, was zum Neubau zahlreicher Institutsgebäude, jetzt auch häufiger am Stadtrand, führte (vgl. ebd.: 107). Nicht zu vergessen sind hier die Technischen Hochschulen, wie auch die Königlich Technische



Abb.1 Berliner Universität um 1850. Ehemaliges Palais des Prinzen Heinrichs; seit dem Jahr 1810 von der Universität genutzt. © eigene Aufnahme

Hochschule Berlin (siehe Kapitel 1.3), die im Verlauf des 19. Jahrhunderts in den Rang vollwertiger Universitäten aufstiegen war und ebenfalls eigener Gebäude bedurfte (vgl. ebd.: 110).

Waren in stilistischer Hinsicht die ersten Universitätsneubauten der 20er und 30er Jahre des 19. Jahrhunderts vor allem durch herrschaftlich-palladianische Formen geprägt, ist die nachfolgende Phase Mitte des 19. Jahrhunderts von einer großen Stilvielfalt geprägt aus der schließlich die Neorenaissance als der dominante Baustil hervorging (siehe Abb. 2) (vgl. Nägelke 1998: 109).

Die immer weiter voranschreitende funktionale Differenzierung der Universitätsgebäude, verbunden mit der häufig vorgenommenen räumlichen Verlagerung von Hochschulgebäuden an den Stadtrand, sowie der Ablösung der Neorenaissance als beherrschendem Baustil der Universitätsarchitektur, führten letztlich dazu, dass kein einheitlicher Baustil von Hochschulen mehr vorhanden und die Idee der Einheit der Universitäten zur Jahrhundertwende in baulicher Hinsicht kein Thema mehr war (vgl. Nägelke 1998: 108 ff.). In den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts entstanden in Deutschland abgesehen von Gebäuden in Köln, Bonn und dem Dessauer Bauhaus, sofern dieses als Universität bezeichnet werden kann, keine weiteren Hochschulbauten (vgl. Iselt u. Luper 2010: 175 ff.).



Abb.2 Königlich Polytechnische Schule München im Stil der Neorenaissance. Hauptfassade nach dem Entwurf von Gottfried von Neureuther, 1865 © TU München

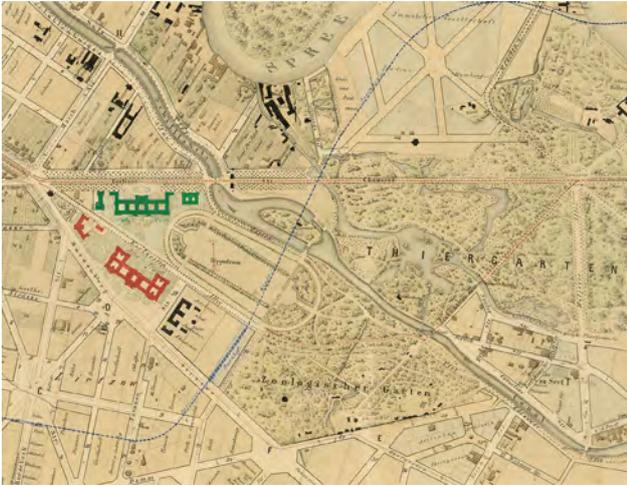


Abb.3 Städtebauliche Situation am künftigen Campus Charlottenburg 1877. Für das Hauptgebäude sind zwei alternative Standorte dargestellt. © Architekturmuseum TU Berlin

1.3 Die Entwicklung des Campus Charlottenburg im preußischen Berlin bis zum Zweiten Weltkrieg

Der Campus Charlottenburg ist in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts als Standort für die Königlich Technische Hochschule (KTH) entstanden. Das seit längerem bestehende Vorhaben der Errichtung einer polytechnischen Hochschule hatte mit der schnell wachsenden Industrie an Dringlichkeit gewonnen, war jedoch erst durch die „Akademisierung der technischen Ausbil-

dung“ im Zuge der bürgerlichen Reform in den 1860er Jahren möglich geworden (Brachmann et al. 1999a: 39). Mit dem Beschluss, die bis dato selbstständigen Ausbildungsstätten – die Bauakademie und die Gewerbeakademie – zusammenzufügen, wurde eine Standortdebatte für die neue KTH losgetreten. Für die Verortung einer Technischen Hochschule war vor allem die Emissionsbelastung durch Werks- und Versuchsanlagen zu berücksichtigen. Zudem waren mit der Hochstufung von einer Akademie zur Hochschule der Raumbedarf für die Ausweitung der Lehre angewachsen und ein gewisses Expansionspotential zu kalkulieren (vgl. Brachmann et al. 1999a: 43). Im Jahr 1876 fiel schließlich die Entscheidung auf den Standort am „Charlottenburger Knie“, dem heutigen Ernst-Reuter-Platz (Förster 2009: 22). Diese Standortwahl westlich der Stadttore Berlins im östlichen Charlottenburg ist als bewusst gesteuerte Suburbanisation zu bewerten, welches von dem „Patchworkstädtebau“ Berlins im 19. Jahrhundert zeugt (Bodenschatz 2003: 68). Die Entwicklung des Areals nahe dem damaligen Hippodrom, einem Villenviertel, dem Zoologischen Garten und Landwehrkanal war zu jener Zeit noch ungewiss, da die KTH inmitten dieser unterschiedlichen Ankerpunkte gesetzt wurde (siehe Abb. 3) (vgl. Bodenschatz 2003: 68). Aus heutiger Sicht betrachtet ist jedoch gewiss, dass die Ansiedlung

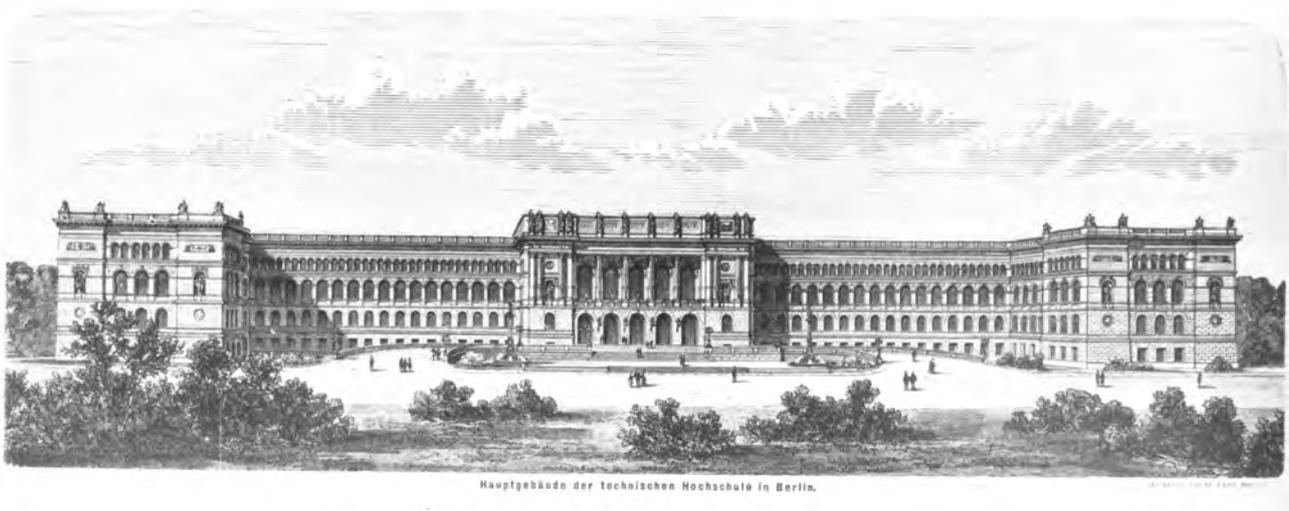


Abb.4 Hauptgebäude der KTH im Stil der Neorenaissance, Historische Zeichnung der Vorderseite. © TU Berlin

der KTH einen Motor für die Stadtentwicklung darstellte, welcher gemäß einer Analyse von Bodenschatz verschiedene Interessen bündelte: Die Aufwertung des Neuen Westens seitens des Bauwesens, die Anlehnung der KTH an ein Villenviertel, um somit das Bild einer im Vergleich zur Universität immer noch zweitklassigen Industrieschule aufzuwerten und der Wunsch des Hofes, die königliche Achse zwischen Berliner Stadtschloss und Schloss Charlottenburg durch repräsentative Bauten zu nobilitieren (vgl. ebd.: 68). Die in Kapitel 1.2 erwähnten fiskalischen Gunstfaktoren zur Standortwahl von Universitäten trafen auch in Charlottenburg zu: Das Areal befand sich bereits im Besitz des preußischen Königs und wurde kostenlos zur Verfügung gestellt (vgl. Förster 2009: 23).

Aus der ersten Bauphase stammt die repräsentative Bebauung entlang der Achse zwischen den königlichen Residenzen (heute Straße des 17. Juni) mit dem Hauptgebäude und dem danebengelegenen Chemiegebäude. Die Monumentalität des Hauptgebäudes im Stil der Neorenaissance sollte die Macht des preußischen Obrigkeitsstaates betonen (siehe Abb. 4) (vgl. Nägelke 2004: 54, Förster 2009: 23). Das Chemiegebäude

ist gleichzeitig mit dem Hauptgebäude eingeweiht worden und fungiert aus Richtung Berliner Stadtzentrum kommend bis heute als Eingangspforte des Hochschulgeländes (vgl. Nägelke 2004: 48). Deshalb ist es ebenfalls mit einer differenzierten Fassadengliederung konzipiert worden (vgl. ebd.: 57). Die anderen Gebäude aus der ersten Bauphase, z.B. ein Maschinen- und Kesselhaus, waren im Innenbereich des Areals gelegen und deshalb deutlich weniger repräsentativ gestaltet (siehe Abb. 5). In der Zeit nach der ersten Bauphase sind mit zunehmender Reputation und stark wachsender Studierendenzahl der KTH, die mittlerweile das Promotionsrecht erhalten hatte, sukzessiv neue Institutsgebäude entstanden (vgl. Baum et al. 1999: 77). Der heutige Hauptcampus wurde fast vollständig nachverdichtet. Die Gebäude der Universität der bildenden Künste und die Hochschule für Musik (heute zusammen UdK) wurden um die Jahrhundertwende entlang der Hardenbergstraße gebaut (vgl. Bodenschatz 2003: 70). Für die Gebäude aus späteren Bauphasen am Hauptcampus ist es kennzeichnend, dass Gebäude in exponierten Lagen, wie z.B. der am Charlottenburger Knie gelegene Erweiterungsbau (heutige EB-Gebäu-



Abb.5 Werkstattgebäude der frühen Campusentwicklung, die dem Inneren des Hauptcampus einen anachronistischen Charme geben. © eigene Aufnahme



Abb.6 Das EB-Gebäude, Nachbargebäude des Hauptgebäudes, mit „zweckbezogener Monumentalität“. © eigene Aufnahme

Erweiterungsbauten bis 1945 sind: ein Gruppenbau für das Elektronische Versuchsfeld, das Laboratorium für Werkzeugmaschinen, das Wasserbaulabor, Institut für Chemie und Elektrochemie, das Anorganische Laboratorium, das Institut für Metallhüttenkunde, das Laboratorium für Aufbereitung und Brikettierung, das Physikalische Institut, das EB-Gebäude, das Heinrich-Hertz-Institut und ein Studentenhaus (vgl. Nägelke 2004: 56–63)

de), städtebaulich hervortreten. Diesem Gebäude wird eine „zweckbezogene Monumentalität“ zugeschrieben (siehe Abb. 6) (vgl. Nägelke 2004: 59). Insgesamt lässt sich für die ersten Jahre der Campuserwicklung festhalten, dass die räumliche Etablierung der KTH zur Suburbanisierung des östlichen Charlottenburgs und zum Aufstieg des Neuen Westens beigetragen hat (vgl. Bodenschatz 2003: 69). Ein Indikator hierfür ist der Bau einer der ersten U-Bahnhaltestellen Berlins am Charlottenburger Knie im Jahr 1902 (vgl. Brachmann et al. 1999a: 47). Ebenso trug der Zuzug von Professoren und Fabrikbesitzern zum Aufstieg Charlottenburgs als reichste Stadt des deutschen Reiches bei (vgl. ebd.: 47–48).

Im Zuge der politischen Umwälzungen vom deutschen Kaiserreich zur Weimarer Republik standen nur wenig finanzielle Mittel für Erweiterungsbauten zur Verfügung, sodass die Lehr-

qualität an der Hochschule aufgrund von akutem Raummangel erheblich eingeschränkt war (Brachmann et al. 1999a: 95 ff.). Mit dem Bau des Heinrich-Hertz-Instituts am Salzufer in den Jahren 1928 bis 1930 begann jedoch ein neuer Schritt der Campuserwicklung, welches die Expansion auf den heutigen Nordcampus, schon Jahre vor der eigentlichen Überformung des Nordcampus in der Nachkriegszeit, einleitete (vgl. Nägelke 2004: 62).

Mit Beginn der nationalsozialistischen Machtübernahme erfuhr die Campuserwicklung in Charlottenburg einen Bruch, da Hitlers Planungsstab im Rahmen der „Neugestaltung der Reichshauptstadt“ den Neubau einer (letztlich nie realisierten) Hochschulstadt im Grunewald vorsah (vgl. Nägelke 2004: 62). Die bestehende Prunkarchitektur entlang der heutigen Straße des 17. Juni wurde währenddessen für Militärparaden und faschistische Inszenierungen benutzt (vgl. Rieseberg 2009: 40–41). Die Zerstörungen durch den Krieg trafen die Berliner Hochschulbauten in immenser Weise: Im Jahr 1945 war der Campus Charlottenburg zu sechzig Prozent zerstört (siehe Abb. 7) (vgl. Bollé u. Hundertmark 2004: 64).



Abb.7 Das zerstörte Hauptgebäude nach dem zweiten Weltkrieg. © TU Berlin

2. Entwicklung und Krise der Massenuniversität

2.1 Strukturelle Entwicklung der Universitäten

Restauration der Universität in der Nachkriegszeit

Die Entwicklung der deutschen Hochschulen stand ganz im Zeichen der Politik der vier Besatzungsmächte England, Frankreich, USA und der Sowjetunion. Mit dem Einsetzen des kalten Krieges begann sich die Deutschlandpolitik der westlichen Besatzungsmächte zu ändern. Statt auf Maßnahmen zu setzen, welche die Veränderung der kulturellen und sozioökonomischen Struktur Westdeutschlands zum Ziel hatte, wurde nun versucht mithilfe von wirtschaftlichen Programmen den Wiederaufbau in Deutschland voranzutreiben. Diese Politik beendete zusammen mit der Währungsreform die verheerende Nachkriegsinflation und Zwangswirtschaft und begründete die Ära des Wirtschaftswunders der 1950er Jahre (vgl. Koch 2008: 215).

Zum Teil schon kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, im Wintersemester 1945/46, begannen die Universitäten den Forschungs- und Lehrbetrieb wieder aufzunehmen (vgl. Ellwein 1985: 236). In Bezug auf die Entwicklung der Hochschulen bis in die sechziger Jahre muss dennoch von einer restaurativen Form gesprochen werden. Mit einem Lehrangebot, das die Geschehnisse der Jahre zuvor ausblendete, waren an den Universitäten bald die Strukturen der Vorkriegsjahre wieder vorherrschend (vgl. Goldschmidt 1991: 74).

Beginn der Entwicklung der Massenuniversität durch Ausbau wohlfahrtsstaatlicher Maßnahmen

Trotz der restaurativen Hochschulpolitik wurde in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg zunehmend kontroverser über Auftrag und Organisation der Hochschulen diskutiert. Die Hintergrün-

de dieser Debatten waren die Ausrufung einer drohenden Bildungskatastrophe und die Kritik an der Restauration der Hochschulen. Inhaltlich wurden neben der Forderung nach Demokratisierung der Hochschulen und die Reformierung der Studiengänge auch die Öffnung der Universitäten für breitere Bevölkerungsschichten diskutiert (vgl. Ellwein 1985: 242-243).

Gleichzeitig setzte in den 1950er Jahren ein verstärkter Zustrom von Studierenden ein. Während 1950 noch rund 100.000 Studierende eingeschrieben waren (vgl. ebd.: 236), waren zehn Jahre später schon etwa doppelt so viele Studierende immatrikuliert. „Die Gründe dieses Bildungswachstums liegen in der Vergrößerung der Geburtenjahrgänge vor 1939, der Erhöhung der Abiturientenzahl von 4,2% auf 6,8% der Altersgruppe und in dem wachsenden Wohlstand, der breiteren Volksschichten ein Universitätsstudium erschwinglich machte“ (Jarausch 1984: 215). Dazu kamen wohlfahrtsstaatliche Maßnahmen, welche den Zugang zu den Hochschulen erleichtern und sozial ermöglichen sollten, was beispielsweise zur Einrichtung einer staatlichen Ausbildungsförderung (BAföG) führte (vgl. Ellwein 1985: 242).

Um die Reformierung der Hochschullandschaft einzuleiten, wurde 1957 in Zusammenarbeit von Bund, Ländern und Universitäten der Wissenschaftsrat gegründet. Die Reformierung hatte vor allem mit Hinblick auf den Aus- und Neubau der Universitäten großen Einfluss auf die Hochschulentwicklung (vgl. Goldschmidt 1991: 75). So wurden in zahlreichen Städten bestehende Universitäten ausgebaut beziehungsweise Neue gegründet, wobei mit den Neugründungen, wie etwa in Bochum, grundlegend neue reformerische Konzepte umgesetzt wurden (vgl. Mutheius 2003: 20). Zugleich waren mit der Planung der neuen Universitäten insbesondere in den Industrieregionen und im strukturschwächeren ländlichen Raum auch strukturpolitische Überlegungen verbunden. Von diesen Universitätsgründungen gingen in der Folgezeit wichtige wirtschaftliche, soziale und kulturelle Impulse aus (vgl. Jessen 2004: 367).

Die Entwicklung zur Massenuniversität wurde von den Protesten der Studierenden Ende der sechziger Jahre überlagert. Schon Anfang der sechziger Jahre wurden von linken Studentengruppen Reformen der Universitätsstruktur zu mehr Mitspracherechten an der seit Ende des zweiten Weltkrieges restaurierten Ordinariuniversität gefordert, die zudem ein Gegenmodell zu den Reformvorschlägen des Wissenschaftsrates darstellten (vgl. Rüegg u. Sadlak 2010: 104). Die Universität selbst sollte „[...] zum Kern allgemeiner sozialer und politischer Reformen werden“ (Goldschmidt 1991: 76). Von diesen Forderungen nahmen in der Folgezeit jedoch nur einige Konzepte von Mitbestimmungsrechten konkrete Gestalt an, die auch Eingang in das Hochschulrahmengesetz von 1976 fanden. „Als Ausdruck von Mitwirkung und Mitbestimmung der [...] universitären Gruppen wurde der Terminus Gruppenuniversität zum Schlüsselbegriff der neuen Struktur“ (Goldschmidt 1991: 77).

Krise der Massenuniversität

Ab Mitte der 1970er begannen die ersten „Abhängigkeiten und Anfälligkeiten der modernen Industriegesellschaft und ihres Wohlstandes“ (Turner 1995: 31) immer deutlicher zutage zu treten. Die erste gravierende Rezession Anfang der 1970er Jahre, welche den Beginn einer ernsthaften Strukturkrise markierte, löste die zunehmende Verknappung der öffentlichen Mittel aus und führte zu einer veränderten „Prioritätensetzung zum Nachteil des Bildungssektors“ (Turner 1995: 30). Dies hatte gravierende Folgen für die Rahmenbedingungen der Hochschullandschaft. Während sich der Ausbau der Universitäten zu Masseneinrichtungen und die Umsetzung von Reformideen Anfang der 1970er Jahre an seinem Höhepunkt befanden, machte sich in der Folgezeit eine zunehmende Ernüchterung bezüglich der eingeleiteten Vorhaben breit. Der Aufwand, den Universitätsbetrieb sowohl in den akademischen als auch staatlichen Hochschulverwaltungen zu organisieren, stieg enorm an, „wofür die sich beispiellos rasch ablösenden Universitätsgesetze ein bezeichnendes Symp-

Zahl der Studierenden in Deutschland

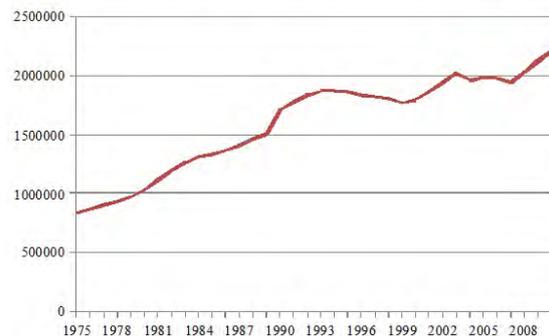


Abb.8 Die Zahl der Studierenden ist seit den 50er Jahren bis heute auf über 2 Mio. angewachsen (eigene Darstellung, Quelle Statistisches Bundesamt 2012)

tom darstellten“ (Rüegg 2010: 31). Zugleich verursachten die zahlreichen Reformen den Anstieg der Kosten zum Unterhalt der Universitäten, sodass der Staat die Hochschulen nicht mehr im gleichen Ausmaß finanzieren konnte (vgl. ebd.: 31). Infolge dessen kam es zur Abkehr der in den 1950er und 1960er Jahren eingeleiteten Modernisierung der Universitätslandschaft. Als überzogen eingestufte Reformierungsvorhaben wurden, wenn nicht rückgängig gemacht, dann zumindest gebremst (vgl. Turner 1995: 31f.). Die Zahl der Studierenden stieg dennoch kontinuierlich weiter: Im Jahr 1980 wurde erstmalig die Zahl von über einer Million eingeschriebener Studierender übertroffen (siehe Abb. 8). Ab diesem Zeitpunkt setzte schließlich eine Rezession der Aufwendungen bei sich weiter erhöhenden Studierendenzahlen ein: „Seit 1980 nun ist ein deutliches Auseinanderklaffen von Aufgaben der Hochschulen (mehr Studenten) und rückläufiger Ausstattung (weniger Geld) festzustellen. Dies ist ein Widerspruch von (Folgen früherer) Bildungspolitik und (aktueller) Finanzpolitik“ (Turner 1995: 31, Klammern im Original).

2.2 Bauliche Charakteristika

Bedingt durch die Öffnung der Universitätsausbildung für breite Teile der Bevölkerung und durch die Reformierung der Universitäten begann in den 1960er Jahren die bedeutendste Ausbauphase in der Nachkriegszeit. „Die ‚Moderne Universität‘ wollte eine neue, von Grund auf reformierte Universität sein. Sie sollte eine Erweiterung der gesellschaftlichen Basis schaffen, und diese Erweiterung sollte sich des Instrumentariums der neuesten Architektur und Stadtplanung bedienen“ (Muthesius 2003: 20). Die Erweiterungen und Neugründungen der 1960 und 70er Jahre glichen in gewisser Weise Experimentierfeldern, da „die öffentliche Hand nicht nur als Planer, sondern auch als Bauherr auftreten konnte und gleichsam Laborbedingungen bestanden, was das Umsetzen baulicher, städtebaulicher, erschließungstechnischer und organisatorischer Neuerungen betraf“ (Jessen 2003: 2). Das bauliche Ziel der Universitätsplanung war die Universität selbst als Stadt zu konzipieren, was auch eine Abgrenzung zur Stadt bedeutete (vgl. Muthesius 2003: 20). Die Konzeptionen beinhalteten eine Standortwahl auf der grünen Wiese sowie eine introvertierte Bauweise. Diese beruhte einerseits auf der detaillierten Typisierung der konstruktiven Bausysteme und andererseits auf neuen Erschließungssystemen, welche durch die strikte Trennung von Fuß- und Fahrverkehr gekennzeichnet waren (vgl. Jessen 2004: 369f.). Neben der Neugründung von Universitäten kam es auch zur baulichen Erweiterung etablierter Universitäten, so auch an der TUB (siehe Kapitel 2.3)



Abb.9 Neugründungen und Erweiterungen von Universitäten, wie die Ruhr-Universität Bochum, wurden häufig auf der grünen Wiese durchgeführt. © Universitätsarchiv Bochum

Kaum, dass die neuen Universitäten fertiggestellt waren, gerieten diese ‚Lernmaschinen‘ schon in die Kritik: „Gerade jenen Campusuniversitäten, die sich am intensivsten bemüht hatten als ‚Stadt‘ zu funktionieren, wurde rundheraus bescheinigt, dass sie dieses Ziel verfehlt hätten“ (Muthesius 2003: 31). Zwar wurden in den 1980er Jahren noch Universitätsneubauten begonnen, „aber das Tempo hat sich verringert: Universitätsentwicklung vollzieht sich bis heute in vielen kleinen, meist nicht koordinierten Schritten“ (Jessen 2004: 371). Aktuell stellt sich zunehmend die Frage nach dem Umgang mit den inzwischen in die Jahre gekommenen Universitätsgebäuden aus der Zeit der 1960er und 70er Jahre, da viele dieser Gebäude mittlerweile umfassend renoviert werden müssen (vgl. Jessen 2003: 2).

Universitätsbauten der Nachkriegsmoderne

Die modernen universitären Bauten gruppieren sich städtebaulich um zwei Pole. Zum einen wurde die Optimierung der Organisation betont, wie etwa im Fall der monumentalen, aber auch als zu monoton kritisierten Ruhr-Universität Bochum. Zum anderen ging es um die flexible Erweiterbarkeit der Gebäude, wie beispielsweise bei der Regensburger Universität, die durch ihre Begrenzung auf maximal drei Geschosse und eine vielfältigere Gestaltung ein Gegenmodell zur Bochumer Universität darstellt. Zwischen diesen beiden Universitätsmodellen existiert eine Vielzahl weiterer Bauformen, die entweder an das Bochumer Modell oder an das Regensburger Modell angelehnt sind (siehe Abb. 9) (vgl. Jessen 2004: 368f.).



Abb.10 Das Gebäude für Bergbau und Hüttenwesen am Ernst-Reuter-Platz, welches die historische Achse der Hertzallee unterbricht. © eigene Aufnahme



Abb.11 Der in den 1950er Jahren konzipierte Ernst-Reuter-Platz; Sinnbild der autogerechten Stadt. © eigene Aufnahme

2.3 Die Entwicklung des Campus Charlottenburg im geteilten Berlin

Nach Ende des zweiten Weltkriegs waren die Zukunft des geteilten Berlins und speziell der Technischen Hochschule ungewiss. „Die ‚Arisierung‘ des Lehrkörpers in der jüngsten Vergangenheit und die Verflechtung der Hochschule mit der Rüstungsforschung [...] waren hierfür die schwerwiegendsten Gründe“ (Bollé u. Hundertmark 2004: 64). Nach einer institutionellen Neuausrichtung zur „Technischen Universität Berlin“ im Jahr 1946, die unter anderem die Integration von geistes- und gesellschaftswissenschaftlichen Fächern beinhaltete, galt es auch seitens der baulichen Gestaltung, einen Neuanfang zu bestreiten (vgl. Brachmann et al. 1999 b: 111). Die die Campuserwicklung beeinflussenden stadtplanerischen Entwicklungen dieser Zeit, sind der symbolhafte Ausbau des westlichen Stadtzentrums zur City West und die Konzeption des Ernst-Reuter-Platzes im Sinne der funktionsgeteilten und autogerechten Stadt (vgl. Bodenschatz 2003: 71-72). Durch den Ausbau der City West am Zoologischen Garten als Zentrum Westberlins wurde der Standort des Hauptgebäudes entlang der traditionellen Hauptstraße zwischen Charlottenburg und dem alten Berliner Zentrum in den Hintergrund gerückt (vgl. Bodenschatz

2003: 73). Nachdem die ersten Nachkriegsjahre primär von provisorischen Wiederaufbaumaßnahmen gekennzeichnet waren, entstanden ab den 1950er Jahren neue Institutsgebäude. Diese spiegelten mit der Abkehr der Blockrandbebauung die Leitbilder der gegliederten und aufgelockerten Stadt wider (vgl. ebd.: 65). Symbolhaft für die die Nachkriegszeit prägende Haltung der Abkehr von Geschichte ist der Bau des Gebäudes für Bergbau- und Hüttenwesen am Ernst-Reuter-Platz: Nachdem der Städtebau vorheriger Epochen von axialer Strenge gekennzeichnet war, setzte dieses Gebäude „die neuen Zielsetzungen des anti-axialen Städtebaus programmatisch um“, indem es die historische Kurfürstenallee (heute Hertzallee) unterbrach und allein den Ernst-Reuter-Platz pointierte (siehe Abb. 10 und Abb. 11) (Bodenschatz 2003: 72). Seit Ende der 1950er Jahre entstanden jene Solitärgebäude in einem „vorwiegend orthogonal organisierten Gefüge“ (AIV Berlin 2010: 19), die das Bild des Nordcampus bis heute kennzeichnen. Die großformatigen Gebäude sollten den Wachstumsdruck angesichts der steigenden Studierendenzahlen auffangen. Das Nordgelände wurde, abgesehen von einer zentralen Grünfläche, die in den 1950er Jahren von der Landschaftsarchitektin Herta Hammerbacher gestaltet worden war (vgl. AIV Berlin 2010: 20), sukzessiv in Anspruch



Abb.12 Die Versuchsanstalt für Wasser- und Schiffsbau mit dem markanten rosafarbenen Umlauftank © eigene Aufnahme



Abb.13 Blick auf den Hauptcampus. Der hintere monumentale Gebäudeteil des Hauptgebäudes wurde mit dem modernen Neubau verknüpft © TU Berlin / Böck

genommen. Kritiker bemängeln hier einen fehlenden städtebaulichen Zusammenhalt, da die Solitärbauten keinen Bezug zueinander nehmen (vgl. Bodenschatz 2003: 73, Bollé u. Hundertmark 2004: 80–81).

Die wichtigsten Großbauten der Nachkriegsmoderne sind neben dem Gebäude für Bergbau und Hüttenwesen, der Gebäudekomplex für Elektrotechnik auf dem Nordcampus, die Versuchsanstalt für Wasser- und Schiffsbau mit ihrem

markanten horizontal angeordneten Umlauftank auf der Schleuseninsel (siehe Abb. 12) sowie das Architekturgebäude. Umstritten blieb lange Zeit der Umgang mit der Ruine des Hauptgebäudes, welches als Hintergrundkulisse der Militärparaden Hitlers in den Köpfen verhaftet war. Schließlich erfolgte im Zeitraum zwischen 1961 bis 1968 eine Verknüpfung von Alt- und Neubau. Während ein nüchterner Verwaltungsbau die Nordfassade bildete, wurde die Rückfassade des

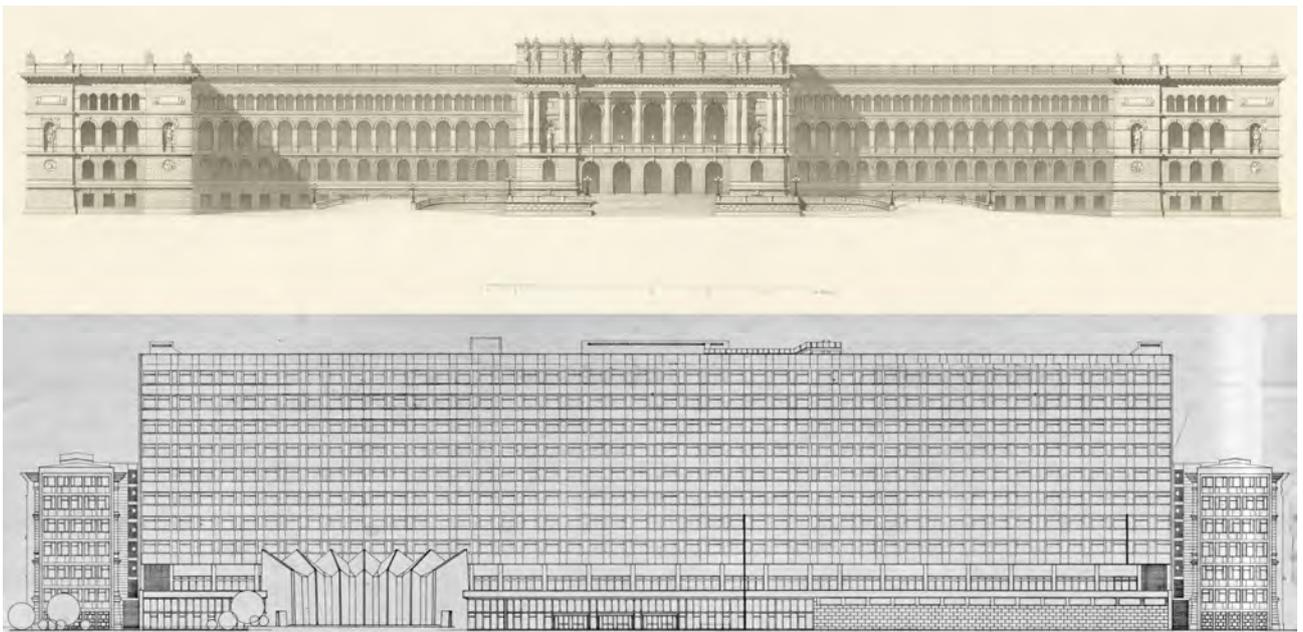


Abb.14 Fotomontage aus Architekturzeichnungen. Aufriss der Hauptfront des ursprünglichen und des in den 1960er Jahren gebauten Hauptgebäudes © Architekturmuseum TU Berlin



Abb.15 Das Mathematik-Gebäude aus den 1980er Jahren, welches heute sanierungsbedürftig ist © eigene Aufnahme

ursprünglichen Hauptgebäudes erhalten (siehe Abb. 13) (vgl. Rieseberg 2009: 43). Die Reste der Vorderseite des monumentalen Baus wurden in diesem Zuge komplett entfernt. Eine gewisse Monumentalität, ob beabsichtigt oder nicht, wird jedoch auch dem Neubau durch seine „wandartige Blendfunktion“ zugeschrieben (siehe Abb. 14) (Rieseberg 2009: 43). Die Erhöhung des ursprünglichen Entwurfes von anfänglich sieben, auf endgültig zehn Stockwerke (Bollé u. Hundertmark 2004: 101) sowie der Neubau des Hauptgebäudes im Stil eines Verwaltungsgebäudes sind in diesem Kontext auch baulicher Ausdruck des zunehmenden institutionellen Aufwandes von Massenuniversitäten (vgl. Bodenschatz 2003: 72). Bis in die späten 1980er Jahren folgten letztendlich großformatige Neubauten: Das zwischen 1973 und 1983 errichtete Mathematikgebäude (siehe Abb. 15) und der zwischen 1982 bis 1989 errichtete Erweiterungsbau der elektrotechnischen Institute auf dem Nordcampus sowie das zwischen 1978 bis 1984 errichtete Physikgebäude an der Hardenbergstraße (vgl. Bollé u. Hundertmark 2004: 115–121). Im Zuge des massiven Anwachsens der TUB entstanden auch disperse Standorte, z.B. im Wedding oder in Dahlem; eine Entwicklung, die von Bodenschatz als „Scientific Sprawl“ bezeichnet wird und als Sinnbild des verlorenen Bezugs des Campus zu seiner urbanen Umgebung in jener Zeit interpretiert wird

(vgl. Bodenschatz 2003: 74). Das Baufeld östlich des Hauptcampus hingegen blieb, bis auf die erwähnten kleineren Bauten aus den 1950er Jahren, von TUB und UdK weitgehend untergenutzt.

3 Neoliberale Strukturen in der Hochschul- und Campuserwicklung

3.1 Strukturelle Entwicklung der Universitäten

Jüngere Hochschul- und Campuserwicklungen sind unverzichtbar vor dem Hintergrund der bildungspolitischen Kontextfaktoren von Internationalisierung, Globalisierung und Europäisierung zu verorten (vgl. Maeße 2010: 45). Diese Faktoren gehen einher mit politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Transformationen der letzten beiden Dekaden des zwanzigsten Jahrhunderts, die im Kontext eines zunehmend neoliberalen Staatsverständnisses stehen. Zentrale Elemente neoliberaler Politiken sind der Rückzug regulierender wohlfahrtsstaatlicher Leistungen, die Zunahme von Privatisierungen und damit einhergehend die Förderung einer „sich selbst organisierenden Marktgesellschaft“ (Butterwegge 2007: 136).

Wirtschaftssektoren wie die Schwerindustrie, die die industrialisierten Ländern lange Zeit geprägt hatten, schrumpften und Produktionen wurden ins Ausland verlagert, während Entwicklungssprünge in den Informationstechnologien eine auf Informationen und globaler Vernetzung beruhende Ökonomie einleiteten (vgl. Castells 2000: 77 ff.). Der Stadtsoziologe Manuel Castells umschreibt die zentralen Elemente einer Wissensökonomie folgendermaßen: „the productivity and competitiveness of units or agents in this economy [...] fundamentally depend upon their capacity to generate, process, and apply efficiently knowledge-based information“ (Castells 2000: 77). Wissen stellt heute somit eine hochrangig wichtige Ressource, neben den tra-

ditionellen Produktionsfaktoren Arbeit und Kapital, für das wirtschaftliche Wachstum industrialisierter Länder dar (vgl. Streich 2011: 19). Mit diesen Entwicklungen ist auch der politische Anspruch an die Universitäten und andere Forschungseinrichtungen gestiegen, Innovationen zu fördern. Die Zielsetzungen der Lissabon-Strategie aus dem Jahr 2000, die Europäische Union als wettbewerbsstarken und dynamischen Wirtschaftsraum zu etablieren, haben diese Anforderung intensiviert (vgl. Dörre u. Neis 2010: 12). Im Rahmen dieser Strategie bilden Hochschulen und Forschungseinrichtungen einen zentralen Bestandteil, die zur Anregung von regionalen Innovationsprozessen dienen soll. Unter dieser gestiegenen gesellschaftlichen Relevanz von Bildung und Forschung erhöht sich der Druck auf die Hochschulen, verstärkter denn je zuvor, einen Transfer von wissenschaftlichen Ergebnissen in die ökonomische Verwertbarkeit zu leisten (vgl. Dörre u. Neis 2010: 12ff.). Diese Verwertbarkeit wird institutionsintern durch den Steuerungsmodus der „unternehmerischen Universität“ durchgesetzt. Bevor dieser Steuerungsmodus vorgestellt wird, werden zunächst bildungspolitische Rahmenbedingungen bezüglich der finanziellen Ausstattung von Hochschulen sowie Reformbewegungen dargelegt.

Leistungsorientierte Hochschulfinanzierung

Die Hochschulfinanzierung ist in den vergangenen Jahren zunehmend auf Basis bestimmter zu erbringender Leistungen umgestellt worden. Wie in Kapitel 2.1 bereits angeführt, kam es aufgrund mangelnder Finanzierung der öffentlichen Haushalte und Veränderungen in den strukturellen Zielsetzungen der Bundesländer seit den 1980er Jahren kontinuierlich zu Budgetkürzungen für die Universitäten. Das Einwerben von Drittmitteln, insbesondere in den anwendungsorientierten Fächern und in der Forschung, wurde dadurch zur wesentlichen Finanzierungsquelle. Dies wird zugleich auf politischer Ebene gefordert. Drittmittel werden demnach „zur Förderung von Forschung und Entwicklung sowie

des wissenschaftlichen Nachwuchses und der Lehre zusätzlich zum regulären Hochschulhaushalt [...] von öffentlichen oder privaten Stellen“, z.B. von der Deutschen Forschungsgemeinschaft eingeworben (Statistisches Bundesamt 2010: 5). Kritische Stimmen, insbesondere seitens der Studierendenvertretungen, bemängeln, dass dadurch die eigentliche Lehre und auch die Unabhängigkeit von Forschung und Lehre vernachlässigt werde (vgl. z.B. Asta Bonn o.J.). In der Konsequenz findet eine Priorisierung von Fächern mit hoher wirtschaftlicher Verwertbarkeit gegenüber geisteswissenschaftlich ausgerichteten Fächern statt.

Darüber hinaus gestalten sich auch die Vereinbarungen über die Grundmittel zwischen

Die Berliner Hochschulverträge sehen neben einer leistungsunabhängigen Sockelfinanzierung, eine leistungsorientierte Finanzierung des Bereichs Lehre sowie eine leistungsorientierte Finanzierung der Bereiche Forschung/Wissenschaftstransfer/künstlerische Entwicklungsvorhaben, Gleichstellung und der akademischen Weiterbildung vor (vgl. Senatskanzlei Berlin 2011).

den Ländern und den Hochschulen verstärkt leistungsorientiert. Beispielhaft lassen sich hier die Hochschulverträge 2012 des Landes Berlin anführen, die im Sinne eines Qualitätsmanagements auf finanzielle Anreize für Zusatzleistungen, besonders im Falle einer erhöhten Anzahl von Studienanfängern oder besonderer Forschungsergebnisse, setzen (vgl. Senatskanzlei Berlin 2011). Somit bemisst sich die Finanzierung von Hochschulen insgesamt stärker an leistungsorientierten Indikatoren wie der Einwerbung von Forschungsgeldern, Absolventen-, und Promotionszahlen oder dem Abschneiden in Rankings und Evaluationsverfahren (vgl. Dörre u. Neis 2010: 122 ff.).

Eine weitere Veränderung in puncto finanzieller Ausstattung zog die seit 2002 bestehende Möglichkeit zur Einführung von Studiengebühren nach sich. Neben der Barriere-Wirkung in Bezug

auf den Zugang einkommensschwacher Studierenden zur Hochschule, hat die Einführung der Studiengebühren den interuniversitären Wettbewerb zusätzlich verschärft (vgl. Knobloch 2010: 155). Heute stehen sich Universitäten mit Studiengebühren und studiengebührenfreie Universitäten gegenüber. In der Konsequenz ergeben sich daraus Verschiebungen in der materiellen und qualitativen Ausstattung der Universitäten (Finanzierung von Tutoren-Stellen, längere Bibliotheksöffnungszeiten), welches wiederum einen Einfluss auf die Wahl des Studienortes von Studierenden haben kann. Für Studierende, die sich die Gebühren nicht leisten können, bleibt diese Wahl aus.

Exzellenzinitiative

Besonderer Inbegriff für eine auf Leistung basierende Hochschulfinanzierung ist die im Jahr 2005 lancierte „Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder zur Förderung von Wissenschaft und Forschung an deutschen Hochschulen“. „Ziel [der Exzellenzinitiative] ist kein breiter Wettbewerb mit differenziertem Profil, sondern die Identifikation von wenigen Universitäten, die die künftige Spitze in Deutschland darstellen und ihren Weg in die Topgruppe internationaler Rankings finden sollen“ (Dörre u. Neis 2010: 128). Die Universitäten werden hierzu nach drei Förderlinien gekürt: Graduiertenschulen, Exzellenzcluster und Zukunftskonzepte (vgl. WR 2011). Die mit letzterer Förderlinie gekürten Hochschulen sind als die eigentlichen Eliteuniversitäten zu betrachten, da sich diese Förderlinie auf all jene Maßnahmen konzentriert, die der nachhaltigen Entwicklung ihrer „international herausragenden Bereiche“ dienen soll (vgl. DFG 2011). Zudem entfällt mehr als die Hälfte der Gesamtfördersumme auf die Zukunftskonzepte. „Die Förderung soll an vorhandene Leistungspotenziale anknüpfen und konkrete Projekte finanzieren, die geeignet sind, die Profilbildung und Leistungsfähigkeit der geförderten Universität weiter zu entwickeln“ (Ehrenberg 2005: 92). Daraus resultiert, dass sich die kandidierenden Hochschulen für den Erhalt der finan-

ziellen Förderung stark auf jene Fachbereiche konzentrieren, die über ein Innovationspotential von internationalem Rang verfügen und andere Fachbereiche – oft die Geisteswissenschaften – vernachlässigt werden. Diese Konzentration der Mittel auf wenige Standorte trug entscheidend dazu bei, dass Hochschulen stärker denn je zuvor auf einem Feld konkurrieren, „dessen zentraler Maßstab die internationale Sichtbarkeit der Forschung ist“ (Dörre u. Neis 2010: 8).

Bologna-Reform

Ein weiterer Trend der vergangenen Jahre ist die zunehmend internationale Ausrichtung von Hochschulen, um weltweit mit anderen Universitäten konkurrieren zu können. Die Internationalisierung wurde insbesondere seit Ende der 1990er Jahre durch den Bologna-Reform-Prozess forciert, im Zuge dessen die Schaffung eines einheitlichen europäischen Hochschulraumes mit vergleichbaren Studienformaten angestoßen wurde (vgl. Maeße 2010: 17). Der Bologna-Prozess wird kritisch als „eine europäische Strategie auf dem globalisierten Arbeitsmarkt für tertiäre Bildung“ betrachtet (Knobloch 2010: 78). Hintergründiges Ziel der Einführung der Bologna-Reformen in Deutschland war es, die Studienbedingungen für zahlungskräftige Studierende aus dem angelsächsischen Ausland zu verbessern und somit den Studienstandort Deutschland zu stärken (vgl. Maeße 2010: 20, Knobloch 2010: 80). Im Rahmen von Bologna erfolgte eine europaweite Vereinheitlichung der landeseigenen Studienmodelle nach dem angelsächsischen Vorbild in ein berufsorientiertes Bachelorstudium und ein vertiefendes forschungsnahes Masterstudium. Dieses Vorbild wurde Kritikern zufolge nur schlecht imitiert, da „der deutsche Bachelor kurz, billig und ausschließlich berufsbezogen ist – und darum schon in der angelsächsischen Welt kaum anschlussfähig“ (Knobloch 2010: 75). Als Mittel für die Vergleichbarkeit der Studiengänge wurde ein Akkreditierungsverfahren aller neuen Studiengänge verpflichtend eingefügt, welches gegen Bezahlung bei einer privaten Agentur durchgeführt wird. Begründet mit der Qualitäts-

sicherung zieht die Bologna-Reform somit tiefe Einschnitte in der Autonomie der Hochschulen nach sich, da sich erstmalig externe Akteure in die Konzipierung der Lehrprogramme einschalten (vgl. Maeße 2010: 18-22). Die Bologna-Reform lässt sich insgesamt in das Streben nach internationaler Wettbewerbsfähigkeit einordnen, deren Umsetzung nicht nur für die Verwaltungen der Hochschulen einen erheblichen administrativen Aufwand bedeutet, sondern auch für die Studierenden zum Inbegriff einer deutlich stärker verschulter Studienkultur geworden ist (vgl. Maeße 2010: 18, Knobloch 2010: 76 ff.).

Steuerungsmodus Unternehmerische Hochschule

Vor dem Hintergrund der sinkenden finanziellen Ausstattung der Hochschulen und der zunehmenden internationalen Konkurrenz, ist eine Universitätsführung nach betriebswirtschaftlichen Ansätzen politisch durchgesetzt worden. An die Stelle des bisherigen Nebeneinanders staatlicher Detailsteuerung und operativer Selbstverwaltung der Wissenschaft rückte ein Steuerungsmodus, in dem Wettbewerb selbst als Betriebskonzept postuliert wird (vgl. Berger 2008: 39). Verkürzt ausgedrückt zieht sich der Staat aus der Steuerung zurück, während Strategien des New Public Management zur Kontrolle des Wissenschaftsbetriebs angewandt werden. Die neuen Instrumente der Qualitätssicherung, z.B. Benchmarking und Akkreditierung, „[...] orientieren sich an den Ergebnissen, am Output, nicht wie bisher am Input“ (Ehrenberg 2005: 87). In unternehmerisch ausgerichteten Hochschulen wird durch Leistungsvergleiche ein „Quasi-Markt“ geschaffen, um jedes Handeln, das der Universitätsleitung über das der Dozierenden bis

hin zu den Studierenden, nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten zu messen (Hoffacker 2000: 89). Ein Anzeichen für die Effizienzorientierung ist auch die im Zuge interner Reorganisationen praktizierte Reduzierung von Fachbereichen, z.B. durch das Zuordnen von ressourcenarmen „Orchideenfächern“, zu größeren Fachbereichen (Klug 2008: 4).

Die Palette der Strategien zur Positionierung von Universitäten in der Wettbewerbssituation geht deutlich über eine intern gestaltete Umstrukturierung hinaus. Mit dem Streben nach Sichtbarkeit ist der Druck gewachsen, die Hochschule nach außen zu kommunizieren. Hintergründig sind dabei auch Diskurse, in denen vermutet wird, dass Hochschulen aufgrund gestiegener Mobilität unter den Studierenden und HochschulmitarbeiterInnen in einem bewussteren Entscheidungsprozess ausgewählt werden. Im Sinne der unternehmerischen Hochschule, die Studierende als Kunden betrachtet, sollen die Nachfrager von Hochschulleistungen über Marketingstrategien erreicht werden, da sich ein Verlust an immatrikulierten Studierenden angesichts Studiengebühren oder Budgetquoten auch finanziell negativ niederschlagen würde (vgl. Reckenfelderbauer u. Kim 2006: 2-3). Eine wichtige Dimension des interuniversitären Wettbewerbs ist somit die Ebene der Kommunikation. Eine Maßnahme, um eigene Qualitäten und Zielsetzungen komprimiert nach außen zu tragen, ist der Aufbau einer Hochschulmarke mithilfe von Corporate Design. Ziel von Corporate Design ist es, das eigene Profil bzw. eine selbst definierte Identität zum Aufbau eines Fremdbildes oder Images zu kommunizieren.

„New Public Management (NPM) steht in der internationalen Diskussion als Leitbegriff für die Reform und Modernisierung von Staat und Verwaltung seit Beginn der 1990er- Jahre. [...]Die NPM-Bewegung lässt sich einheitlich charakterisieren durch folgende Merkmale: (a) Eine stärkere Markt- und Wettbewerbsorientierung, (b) eine ziel- und ergebnisorientierte Steuerung (Outcome- und Outputorientierung), (c) dezentrale Grundstrukturen und (d) eine instrumentelle und verfahrensmäßige Orientierung am Unternehmensmodell und Wandel von der Binnenorientierung öffentlicher Verwaltungen hin zu Kunden- bzw. Bürgerorientierung.“ (Gabler Verlag o.J.)

Corporate Design befindet sich innerhalb des Dreiklangs der Kommunikation in einer Scharnierfunktion zwischen Corporate Identity und Corporate Image. Es meint den gebündelten Ausdruck visueller Grundsätze und die Gesamtheit der kommunikativen Beziehungen und „Präsentationswiesen“, mit dem eine Körperschaft ihren Auftritt nach außen koordiniert (Regenthal 2009: 171). Oftmals wird für den Aufbau der gemeinsamen Identität eine Kombination aus bereits vorhandenen Qualitäten und einer Metaebene, die Visionäres anstrebt, verwendet. In diesem Kontext wird es als erforderlich erachtet, die gesamten kommunikativen Beziehungen als integriertes Konzept zu entwickeln (vgl. ebd.: 167–168).

3.2 Bauliche Charakteristika

Mit der Entwicklung zur unternehmerischen Universität scheinen in der jüngsten Zeit auch neue Herausforderungen an die bauliche Entwicklung der Universitäten heranzutreten: „Professionelles Management statt Selbstverwaltung, Hochschulmarketing und Kundenorientierung statt Lehr- und Lerngemeinschaft. Da wäre es nur konsequent, als Teil des Marketings tatsächliche oder nur behauptete Potenz durch Architektur symbolisch weit sichtbar zu repräsentieren“ (Jessen 2004: 371). Zudem wird eine attraktive Lage der Universitäten „zu einem entscheidenden Merkmal im Wettbewerb um Forscher, Ressourcen und Studierende“ (Kohler u. Pietsch 2008: 10). Dabei geht es vor allem um die geeignete räumliche Verknüpfung der Universitäten mit den angrenzenden Städten und dem Geflecht aus privatwirtschaftlichen Forschungseinrichtungen, Spin-Offs und privaten und öffentlichen Förderinstituten, in das die Universitäten eingebunden sind (vgl. ebd.: 8). So wurde seit den 1990er Jahren verstärkt versucht, die Integration der Universitäten mit der Stadt durch die Verwendung typischer nachmoderner städtebaulicher Elemente und einer kleinräumigen

Nutzungsmischung herzustellen. Auch durch die Einrichtung von universitätsnahen Technologieparks sollte die funktionale Eingliederung in das städtische Gefüge erreicht werden (vgl. Jessen 2004: 371).

In jüngster Zeit setzen einige Universitäten umfassende Um- und Ausbauprojekte um, mit dem Ziel die vorhandenen Gebäude und Campusanlagen auf einen modernen Stand zu bringen. Darüber hinaus werden in einigen Fällen spektakuläre Gebäude von namhaften Architekten und Planern entworfen; ein Versuch den unternehmerisch agierenden Universitäten ihrem Anspruch als exzellente Lehr- und Forschungsanstalten visuell Ausdruck verleihen zu können. Insgesamt, so scheint es, vollziehen die Universitäten gegenwärtig den Umzug aus dem Elfenbeinturm in den weithin sichtbaren Leuchtturm, was auch Beispiele der jüngeren Entwicklung von universitären Gebäuden oder ganzen Campusanlagen, so der Leuphana Universität Lüneburg, der Brandenburgisch-Technischen Universität Cottbus und der Universität Bielefeld, illustrieren.

Die Aussage „vom Elfenbeinturm in den Leuchtturm“, wurde bereits von mehreren Autoren verwendet (u.a. Deutsches Jugendinstitut e.V. & Fakultät für Psychologie und Pädagogik der Ludwig-Maximilians-Universität München 2004, Barlösius 2008, Faulstich & Graessner 2008, Heinze 2009, Ziegenbein 2009). Während diese Autoren die Redewendung allerdings in einem eher metaphorischen Sinn gebrauchen bzw. die Metaphorik dieses Begriffes hervorheben und sich entweder auf den Wandel der Hochschulen an sich beziehen oder damit die Bedeutung von Universitäten für die regionale Strukturpolitik umschreiben, wird in der vorliegenden Arbeit zusätzlich die Auffassung vertreten, dass der Umzug vom Elfenbeinturm in den Leuchtturm durchaus als wörtlich zu verstehen ist.



Abb.16 Neues Zentralgebäude der Leuphana Universität Lüneburg © Leuphana Universität Lüneburg



Abb.17 Bibliotheksgebäude der BTU Cottbus, konzipiert von den Architekten Herzog und De Meuron © Brandenburgische Technische Universität Cottbus,

Leuphana Universität Lüneburg

Die Leuphana Universität Lüneburg ist nach ihrer Selbstdarstellung „eine Institution, die die Weichen für eine erfolgreiche Zukunft stellt und sich dafür grundlegend erneuert“ (Leuphana Universität Lüneburg 2011). Diese Erneuerung soll durch die zum aktuellen Zeitpunkt stattfindende Campuserneuerung symbolisiert werden. Die Entwürfe stammen dabei von dem Stararchitekten Daniel Libeskind und sollen den strukturellen Wandel und die veränderten Anforderungen dieser Universität wiedergeben. „Die richtungsweisende Ästhetik der Architektur unterstreicht dabei das neue Selbstverständnis der Hochschule und weist zugleich auf ihre langfristigen Ambitionen als außergewöhnliches Studienzentrum, bedeutsamer Bildungsstandort und exzellente Forschungsstätte hin“ (siehe Abb. 16) (ebd.). In funktionaler Hinsicht soll mit dem Masterplan zur städtebaulichen Entwicklung das Ziel verfolgt werden, unterschiedliche Funktionen wie Studieren, Forschen sowie Wohnen und Freizeit auf dem Hochschulgelände unterzubringen (vgl. ebd.).

Brandenburgische Technische Universität Cottbus

In Cottbus wurde die im Jahr 2004 vom renommierten Schweizer Architekturbüro Herzog & de Meuron entworfene Bibliothek eröffnet. Konzipiert wurde dieses Gebäude als Bindeglied sowohl auf räumlicher als auch inhaltlicher Ebene zwischen der Stadt Cottbus und der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus (siehe Abb. 17) (vgl. Tanneberger 2003: 71). Die Intention der Architekten war es, eine räumliche Verbindung in westlicher Blickrichtung durch die Ansiedlung aller wichtigen Institute der Universität am Ende einer Achse herzustellen. Durch den amöbenartigen Grundriss soll sich die Bibliothek sowohl in Richtung Universität als auch in Richtung Innenstadt öffnen (vgl. Adam 2005: 2, Koblitz 2005). Inhaltlich steht die Bibliothek nicht nur Studierenden und Wissenschaftlern offen: „Gewerbetreibende der Region wie auch Bürger der Stadt sollen unter den Aspekten einer immer rasanter werdenden Wissensentwicklung und dem damit verbundenen, ständigen Lernprozess die angebotenen Beratungen und die Kompetenzen in Anspruch nehmen“ (Tanneberger 2003: 71).



Abb.18 Im Zuge der Modernisierung des Campus Bielefeld entsteht der neue Forschungsbau Interaktive Intelligente Systeme © Campus Bielefeld

Universität Bielefeld

Die Universität Bielefeld wurde 1969 mit einem stark auf Interdisziplinarität angelegten Anspruch gegründet (vgl. Bielefeld Marketing GmbH: o.J. a). Dies lässt sich auch am 1970 fertiggestellten Hauptgebäude ablesen, welches „quasi die rigide Zeilenbauweise in Bochum mit der Konzentration auf den inneren überdachten Gemeinschaftsraum und einer den ganzen Bau durchdringenden Bibliothek [verbindet]“ (Muthesius 2003: 30). Da der Zustand des Campus der Universität Bielefeld mittlerweile als nicht mehr zeitgemäß erachtet wurde, wird das gesamte Universitätsgelände aktuell bis zum Jahr 2025 mit einem Investitionsvolumen von 1 Mrd. Euro saniert. Kernbestandteile sind dabei die Sanierung des Hauptgebäudes der Universität Bielefeld in mehreren Schritten, wofür bis zur zweiten Hälfte des Jahres 2013 ein Ersatzneubau geschaffen und die Universität Bielefeld und Fachhochschule Bielefeld auf dem Campus Nord zusammengeführt werden müssen. Auch beinhaltet die Umgestaltung den Neubau der Fachhochschule Bielefeld und die Errichtung eines Forschungsbaus Interaktive Intelligente Systeme auf dem Campus Nord (Bielefeld Marketing GmbH: o.J. b). Dieses Vorhaben wird bewusst im Kontext des interuniversitären Wettbewerbs verortet und die Notwendigkeit der Moderni-

sierung als unbedingt nötig hervorgehoben. So wird unmissverständlich verdeutlicht: „[Die] Universität Bielefeld und Fachhochschule Bielefeld brauchen diese Qualitätssteigerung, um in dem sich zunehmend verschärfenden Wettbewerb als Hochschulstandort bestehen zu können“ (Bielefeld Marketing GmbH: o.J. c). Der Ausbau des Campus Bielefeld soll neben der Stärkung des Forschungsstandorts nicht zuletzt auch einen Imagegewinn für die Stadt Bielefeld darstellen und die wirtschaftlichen Perspektiven der Region verbessern: „Perspektivisch stellen diese Entwicklungen einen Quantensprung für den Hochschulstandort Bielefeld dar und bieten die Chance zur Entfaltung einer Eigendynamik, die das Image der Stadt Bielefeld deutlich aufwerten wird. Zugleich entstehen auf diese Weise zusätzliche attraktive Arbeitsmöglichkeiten am Standort Bielefeld“ (siehe Abb. 18) (ebd.).

3.3 Der Campus Charlottenburg im wiedervereinten Berlin

Die Wiedervereinigung Berlins hat tiefgreifende Veränderungen für das Beziehungsgefüge zwischen dem Campus Charlottenburg und seiner städtischen Umgebung mit sich gebracht. Zentrale städtebauliche Herausforderung für den Campus Charlottenburg ist es seitdem, die ehemals einseitige Orientierung zur City West zugunsten einer Orientierung in Richtung Gesamtberlin abzulösen (vgl. Bodenschatz 2003: 74). Die City West selber wurde vor die Herausforderung gestellt, „ihre Rolle im Kontext der Gesamtstadt und als Pendant zur historischen Mitte neu [zu] definieren“ (SenStadt 2009: 6).

Große bauliche Maßnahmen auf dem Campus sind seit dem Fall der Mauer nur in geringem Maße durchgeführt worden. Der Schwerpunkt lag auf kleinteiligen Ergänzungs- und Sanierungsmaßnahmen. Gründe für dieses Vorgehen waren die chronische „Unterfinanzierung durch das Land Berlin“ (TUB 2011: 1) und ein akkumulierter Sanierungsstau, welcher unter anderem aus der Konzentration auf die Campuserweiterung und großformatigen Neubauten in den



Abb.19 Chemiegebäude mit saniertem Fassade. Die Mittel für die Sanierung stammen aus dem Konjunkturpaket II. © Eigene Aufnahme

1960er bis 1980er Jahren resultierte. Finanzielle Hilfe für jüngste Sanierungen kam aus dem Konjunkturpaket II. Nach Aussagen der Bauabteilung der TUB jedoch bildeten die Finanzhilfen im Wert von 20 Millionen Euro angesichts des enormen Sanierungsstaus lediglich einen „Tropfen auf den heißen Stein“ (Pätzold 2009: 2). Die Mittel aus dem Konjunkturpaket II wurden im Zeitraum zwischen 2010 und 2011 prioritär für die Sanierung denkmalgeschützter Fassaden unter Berücksichtigung von Kriterien der Wärmedämmung, des Brandschutzes und der Wertsteigerung verwendet. Auch wurde dem Ausbau der Barrierefreiheit und der Sanierung der Sanitäranlagen eine Priorität eingeräumt (vgl. Pätzold 2009: 2). Räumliche Schwerpunkte bildeten hier die Sanierung der Sandsteinfassade des Chemie-Gebäudes (siehe Abb. 19) und des Physikgebäudes (Ernst-Ruska-Gebäude) sowie die bauliche und fachtechnische Sanierung des Hauptgebäudes (vgl. Pätzold 2011: 3). Zur Finanzierung der baulichen Campuserweiterung sind in letzter Zeit vermehrt externe Zuschüsse angeworben worden. Dies war beim Bau der 2004 fertiggestellten gemeinsamen Bibliothek von UdK und TUB der Fall, welche von der Volkswagen AG bezuschusst wurde (vgl. Zick et al. 2003: 66). Dabei mussten die Universitäten in Kauf nehmen, dass die Bibliothek fortan den Namen Volkswagen-Universitätsbibliothek trägt (siehe



Abb.20 Rückansicht des Neubaus der gemeinsamen Bibliothek von TU und UdK. Die Volkswagen-AG wurde nach der Bezuschussung zum Bau auch Namensgeber © Eigene Aufnahme

Abb. 20). Der Neubau der Bibliothek auf dem bis dato wenig genutzten Areal zwischen der Fasanenstraße und den S-Bahngleisen des Bahnhof Zoo gilt als erster Schritt in Richtung „Konsolidierung“ mit der City West (Bodenschatz 2003: 75).

Mit der Entwicklung eines Masterplans für die City West rückten der Campus Charlottenburg und seine Umgebung in jüngerer Zeit wieder den Fokus der Berliner Stadtentwicklung, nachdem es in den 1990er Jahren zu Investitionsverlagerungen zwecks Aufbau einer neuen Berliner Mitte (z.B. Schließung des ICE-Haltepunktes am Bahnhof Zoo zugunsten des neuen Hauptbahnhofs) gekommen war. Der Masterplan ist ein Rahmenplan, in dem „zentrale Handlungsoptionen und Aufgaben für das Land Berlin, die beteiligten Bezirke, die Universitäten und die Akteure der Wirtschaft, fest[gehalten werden]“ (AIV Berlin 2010: 20). Künftige Perspektiven für den Campus Charlottenburg sollen insbesondere durch eine bessere städtebauliche und wirtschaftliche Verzahnung des Campus' mit der City West gegeben werden. Einen Schwerpunkt für diese Verzahnung soll im Rahmen des Masterplans die Gestaltung des östlichen Campusbereiches bilden, auf welchem die Ansiedelung von Technologie- und Kreativwirtschaft und von Wohnnutzung vorgeschlagen wird (siehe Abb. 21) (vgl. SenStadt 2009: 24).

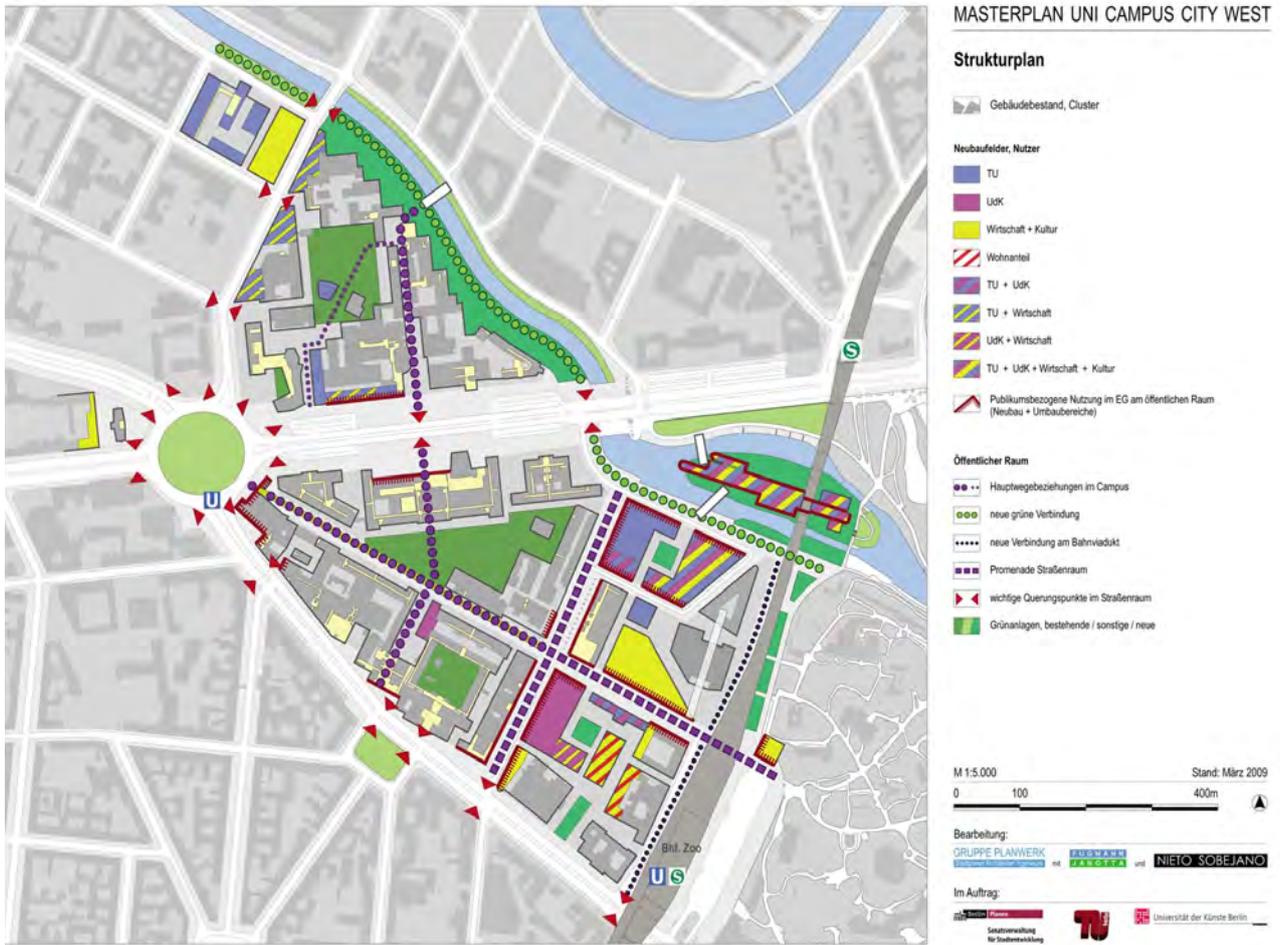


Abb.21 Strukturplan für den Campus Charlottenburg aus dem Masterplan 2009 © UCCW /Tibbe

In Bezug auf institutionelle Modalitäten sah sich die TUB wie viele andere Universitäten auch der komplexen Herausforderung von einer schwächelnden Haushaltslage und gestiegener Wettbewerbssituation ausgesetzt. Die TUB reagierte in den vergangenen Jahren mit zahlreichen der in Kapitel 3.1 aufgeführten Strategien. Zu nennen ist etwa die Neugliederung von 15 Fachbereichen zu acht Fakultäten im Jahr 2001 oder die aktuelle Schrumpfung von sechs Innovationszentren auf fünf Kompetenzfelder (vgl. TUB 2011: 2). Im Strategiepapier 2011 wird anvisiert, „die Forschung künftig noch mehr so auszurichten, dass die Wirkung der Forschungsaktivitäten auf die wahrgenommene Qualität und Reputation insgesamt erhöht wird“ (TUB 2011: 3-4). Ein

Anstieg der DFG-Mittel an den gesamten Forschungsmitteln, die Etablierung hochwertiger Verbundprojekte, hochrangige Preise und Auszeichnungen wie die Humboldt-Professur oder der Leibniz-Preis sollen dafür Kriterien sein (vgl. ebd.: 3-4).

Die fünf Kompetenzfelder sind „Material Science“, „Infrastructure and Mobility“, „Resources and Sustainability“, „Information and Communication Technology“ und „Science and Engineering Health“ (vgl. TU Berlin 2011: 5).

Zwischenfazit

Die Frage nach dem Bild, welches eine Hochschule, aber auch der Hochschulstandort evozieren, ist nicht erst seit der verstärkten interuniversitären Wettbewerbssituation im Rahmen von Bologna-Prozess, Exzellenzinitiative etc. relevant (vgl. Kohler u. Pietsch 2008: 8). Im vorangegangenen Teil dieser Arbeit wurde herausgearbeitet, dass die bauliche Gestalt von Universitäten im Kontext der gesellschaftlichen Produktion von Raum verstanden werden soll bzw. dass ihre Architektur seit jeher auch Ausdruck davon war, welche Rolle Universitäten innerhalb der Gesellschaft zugeschrieben wurde. Dementsprechend änderte sich die bauliche Gestalt der Universität im Zusammenhang mit den vielfältigen gesellschaftlichen Veränderungen im Verlauf der Geschichte. Die Universität im 19. Jahrhundert hatte, bedingt durch die Nähe zum aufstrebenden Bürgertum, einen eher elitären und somit exklusiven Charakter. „Dies zeigte sich auch in den Monumentalgebäuden, die der Staat in weiten Teilen Europas nicht nur für Ministerien und hohe Gerichte, sondern auch für seine Universitäten errichtete“ (Rüegg 2010: 31). Als Absage an den prestigeträchtigen Städtebau der Vorkriegszeit, aber auch im Zusammenhang mit der Entwicklung zur Massenuniversität änderte sich die bauliche Gestalt der Universitäten grundlegend seit dem zweiten Weltkrieg. Der starke Anstieg der Zahl der Studierenden machte es zwingend notwendig, die vorhandenen Hochschulen auszubauen oder Neue zu gründen. Als Beispiele für Neugründungen in dieser Phase wurden die Ruhr-Universität Bochum und die Universität Regensburg angeführt. Auch die Bebauung des Nordcampus der TUB ist ein Spiegelbild dieser Epoche, in der es galt, sich von traditionellen städtebaulichen Normen, wie der Blockrandbebauung oder axialer Strenge zu lösen. Neuere Campusgestaltungskonzepte scheinen sich dem interuniversitären Wettbewerb zu fügen, indem sie mit einer städtebaulichen Öffnung zur städtischen Umgebung oder mit Starkarchitektur

Imagegewinn und wirtschaftliche Verknüpfung anstreben.

Die bauliche Entwicklung des TU-Campus ist insgesamt als sehr anschauliches Beispiel für die Überlagerung verschiedener baulicher und somit auch gesellschaftlicher Epochen einzuordnen. Dieser historisch gewachsene Campus stellt heute einerseits ein schützenswertes Patrimonium dar, andererseits ist es diese bauliche Entwicklung, die angesichts aktueller Anforderungen an die Ausgestaltung von Universitäten einen städtebaulichen Handlungsbedarf erzeugt. Dieser städtebauliche Handlungsbedarf ist in einer weitestgehend desindustrialisierten Stadt wie Berlin, die sich aus wissensbasierten oder auch kreativen Ökonomien Wachstumsimpulse erhofft, gleichzeitig Ausdruck stadtentwicklungspolitischen Interesses.

Der Zusammenhang zwischen den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und der räumlichen Gestaltung sowie den impliziten Zielen und Erwartungen wurden im ersten Teil der Arbeit reflektiert. Wie eine zukünftige Universitäts- und Campusgestaltung, projiziert an der Entwicklung des Campus Charlottenburg, angesichts des gestiegenen stadtentwicklungspolitischen Interesses aussehen kann, soll in den drei nachfolgend vorgestellten städtebaulichen Entwürfen dargelegt werden.

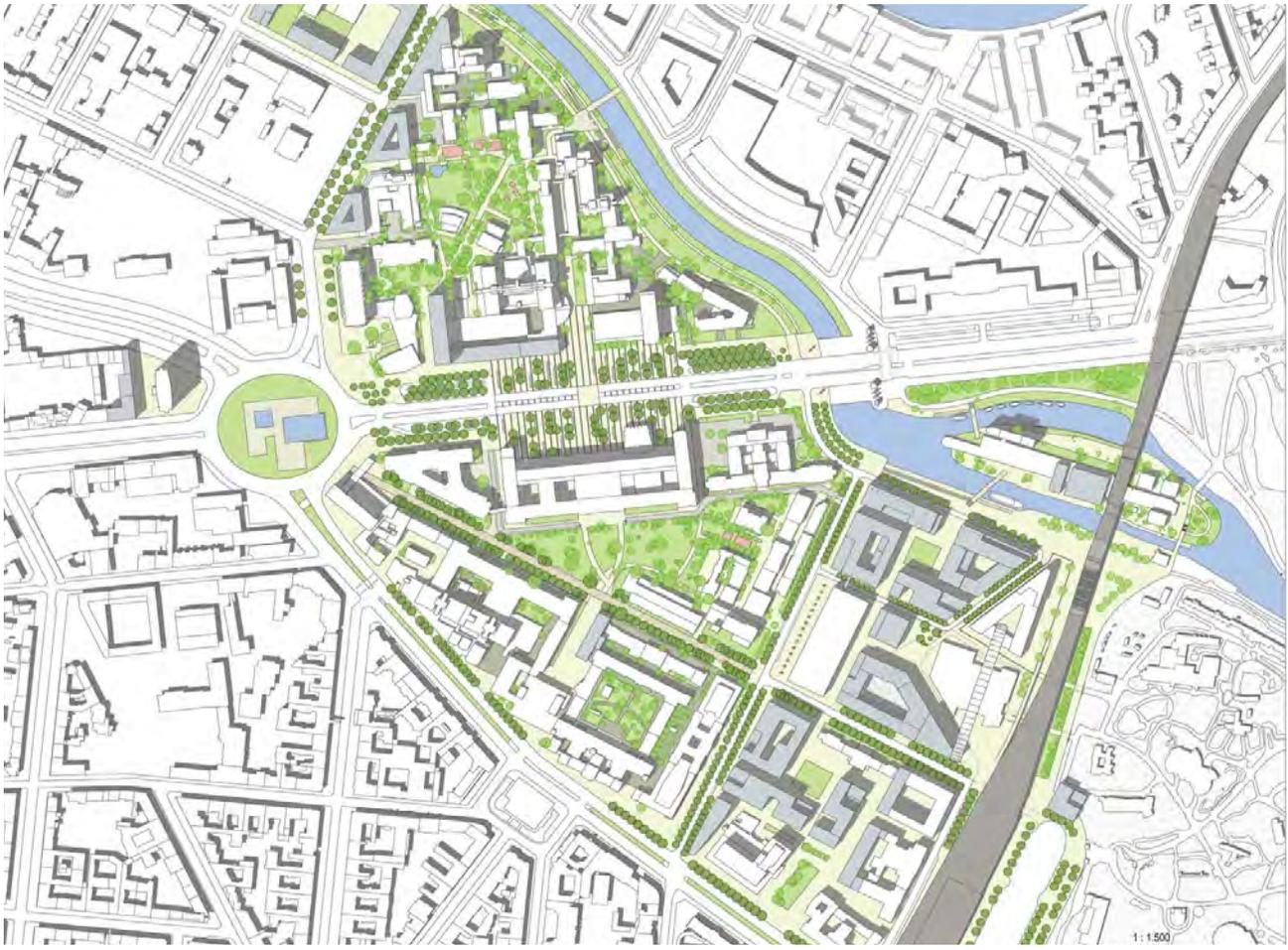


Abb.22 Lageplan zum städtebaulichen Gesamtkonzept aus dem Masterplan für den Campus Charlottenburg 2009 © UCCW / Tibbe

Konzepte für den Campus Charlottenburg im Rahmen des Schinkel-Wettbewerbs 2011

Ausgangspunkt einer „politisch reflexiven Entwurfsarbeit“ ist es, eine eigene Position zu den aktuellen Planungszielen zu entwickeln. Insbesondere wenn die Aufgabestellung durch eine – nicht öffentlich diskutierte – Wettbewerbsausschreibung geschieht, ist das Hinterfragen der Ziele unumgänglich. Die Formulierung von Zielen knüpft an die Entwicklung einer eigenen Haltung an, die im Rahmen einer Auseinandersetzung mit Hochschulpolitik und mit der Reflexion über die gesellschaftliche Relevanz von Universitäten im ersten Teil der Arbeit stattgefunden hat.

Zugleich muss sich ein städtebaulicher Entwurf sorgfältig mit den räumlichen und funktionalen Gegebenheiten auseinander setzen. Dementsprechend werden hier die konkreten Merkmale und der Zustand des Campus Charlottenburg kurz erörtert, um anschließend die drei städtebaulichen Konzepte vorzustellen.

4. Städtebauliche Analyse des Campus Charlottenburg

Die folgenden Analyseergebnisse basieren auf der in den Entwurfsgruppen gemeinsam vorgenommenen Untersuchung des Campus. Das Untersuchungsgebiet wurde hierzu in Anlehnung an die Wettbewerbsvorgaben des AIV definiert: Im Westen wird der Campus durch den Ernst-Reuter-Platz und die Marchstraße begrenzt, im Norden und Nordosten durch den Landwehrkanal einschließlich der Schleuseninsel, im Osten durch den Bahnhof Zoo und den S-Bahn-Viadukt und im Süden durch die Hardenbergstraße. Die Straße des 17. Juni teilt den Campus in einen Nord- und Hauptcampus. Ein dritter Campusbereich – der Ostcampus – wird durch die Fasanenstraße vom Hauptcampus getrennt (vgl. AIV 2010: 19). Das Wettbewerbsgebiet entspricht zudem der Gebietskulisse des Masterplans für den Campus Charlottenburg, dessen Lageplan in Abb. 22 dargestellt ist. Die Ergebnisse fußen auf Ortsbegehungen, der Durchsicht von Karten- und Planmaterial, sowie auf Gesprächen mit Vertretern des Gebäudemanagements der TUB. Dienlich war zudem eine im Auslobungstext des Schinkelwettbewerbs 2011 vorgenommene Analyse (vgl. AIV Berlin 2010).



Abb.23 Eingang zum Hauptcampus aus Richtung des Ernst-Reuter-Platzes. Die Eingangssituation wurde aufgrund der Unterbrechung der Hertzallee durch das BH-Gebäude bemängelt. © eigene Aufnahme

Identitätsstiftende Gebäude

Charakterisierend für den Campus Charlottenburg ist seine Vielzahl an Gebäuden, die eine Abfolge von architektonischen und somit auch gesellschaftlichen Epochen widerspiegeln (siehe Kapitel 1.3, 2.3 und 3.3 dieser Arbeit). Diese historische Genese des Campus stellt aus Sicht der Studierenden einen Wert dar, der aktuell jedoch nur wenig erfahrbar ist. Der Campus erscheint vielmehr als ungeordnete und lose Anhäufung von Gebäuden. Diese Tatsache führt dazu, dass sich in der von den Entwurfsgruppen vorgenommenen Analyse kein eindeutiges Bild eines zentralen, den Campus repräsentierenden Gebäude ergab. Zwar wurde von einigen Studierenden das Hauptgebäude mit seiner Verbindung von Alt- und Neubau benannt, jedoch wurden auch das Telefunkenhochhaus als Landmark des Geländes oder das Architekturgebäude als prägend benannt. Letzteres wurde mit der gelungenen Öffnung zum Ernst-Reuter-Platz begründet. Auch dem rosa Umlauftank, zur ehemaligen Versuchsanstalt für Wasserbau und Schiffsbau gehörend, wurde aufgrund seines hohen Wiedererkennungswertes Potential für Identitätsstiftung zugesprochen (siehe Abb. 12). Viele Studierende haben kein hervorstechendes Gebäude auf dem Campus erkennen können. Dies kann als vielleicht repräsentativste Aussage bezüglich eines zentralen Gebäudes auf dem Campus Charlottenburg gewertet werden.



Abb.24 Blick auf das Architekturgebäude aus Richtung des Ernst-Reuter-Platzes. Die Eingangssituation zum Hauptcampus wurde als positiv bewertet, da sich das Gebäude zum Platz öffnet. © eigene Aufnahme



Abb.25 Wenig sichtbare Eingangssituation zum Nordcampus zwischen Mathematik- und Elektrotechnik-Gebäude. © eigene Aufnahme



Abb.26 Hauptmensa an der Hardenbergstraße. Das Gebäude wurde in den 1960er Jahren an die Stelle eines historisch bedeutsamen Eingangsportals gesetzt © eigene Aufnahme

Eingangssituationen

Die wichtigsten Eingangssituationen zum Campus werden durch ÖPNV-Stationen oder durch historische Besonderheiten bestimmt. Der Zugang zum Haupt- und Nordcampus wird primär über den Eingangsbereich bei der U-Bahnstation „Ernst-Reuter-Platz“ gewährt. Diese Eingangssituation ist zugleich die am stärksten kritisierte Eingangssituation. Grund ist die Unterbrechung der historischen Hertzallee durch den Gebäudeteil des Instituts für Bergbau- und Hüttenwesen, welches den westlichen Campusbereich beinahe hermetisch abriegelt (siehe Abb. 23). Als gelungen hingegen wurde die Eingangssituation zwischen Ernst-Reuter-Platz und Nordcampus

bewertet, da das Architekturgebäude, am südwestlichen Eckpunkt des Nordcampus gelegen, mit einem großzügigen Vorplatz zum Betreten des Geländes einlädt (siehe Abb. 24). Die Straße des 17. Juni, aus Richtung S-Bahnhof Tiergarten kommend, ist ein weiterer Zugang zum Haupt- und Nordcampus. Eine wichtige Eingangssituation zum Inneren des Nordcampus gibt es neben dem Mathematikgebäude. Hierbei handelt es sich jedoch um einen schlecht erkennbaren, schmalen Eingang, der zwischen einem Vorbau des Institutes für Technische Chemie, Treppen und einem mittig stehenden Baum entlang führt (siehe Abb. 25).



Abb.27 Untergenutzter Ostcampus. Potential für eine funktionale sowie städtebauliche Verbindung von Campus und City West. © eigene Aufnahme



Abb.28 Innenbereich des Nordcampus. Orientierungsschwierigkeiten aufgrund von hohem Gebüsch und kleinen Wegen © eigene Aufnahme

Die zentrale Eingangssituation zum Hauptgebäude liegt gegenüber dem Eingang zum Nordcampus. Hierdurch ergibt sich eine wichtige Überquerungsfunktion zwischen den beiden Campusbereichen. Der weiterführende Weg ins Innere des Hauptcampus wird allerdings durch das breite Hauptgebäude gestoppt. Zwar gibt es Möglichkeiten, durch das Hauptgebäude zum grünen Kern des Campus zu gelangen, dies ist aber aufgrund der wenig verständlichen und indirekten Wegeführung eher schwierig.

Eine historisch bedeutende Eingangssituation ist gegenüber dem Steinplatz gelegen, welche Passanten von Savignyplatz und Kurfürstendamm kommend zum Campusareal lenkt. Diese Eingangssituation, die mit einem Portal geschmückt war, wurde jedoch durch den Bau der Mensa in den 1960er Jahren verengt (vgl. Bol-lé u. Hundertmark 2004: 110). Dies gibt Anlass dazu, diese Eingangssituation neu zu überdenken (siehe Abb. 26). Der Ostcampus wird primär über die Hertzallee erreicht, da sich an dieser Stelle, an der Ecke Fasanenstraße/Hertzallee, die Bibliothek als Hauptanziehungspunkt auf dem für Studierende ansonsten wenig nutzbaren Areal befindet. Bemängelt wurde hier ein Verlust städtebaulichen Potentials durch die einseitige Eingangssituation der Bibliothek auf der Seite der Fasanenstraße (siehe Abb. 20). Die verschlossene Rückseite des Bibliotheksgebäudes erzeugt einen Umweg für die Studierenden,

die aus Richtung Bahnhof Zoo zum Campus gelangen. Die Atmosphäre eines vernachlässigten Teilcampus wird hierdurch zusätzlich verstärkt (siehe Abb. 27).

Wegeverbindungen

Die primäre Wegeführung auf dem Campus und an seinen Rändern wird durch breite Straßen, sowie natürliche und städtebauliche Barrieren vorgegeben: Die Hardenbergstraße, der Ernst-Reuter-Platz, die Straße des 17. Juni, die Marchstraße, der Landwehrkanal und der S-Bahn-Viadukt. Auf einer kleinmaßstäblicheren Ebene lassen sich zentrale Wegeverbindungen zwischen den einzelnen Campusbereichen ausmachen. Es handelt sich um die Hertzallee und um eine namenlose Nord-Süd-Verbindung, die am Steinplatz beginnt, den Hauptcampus und die Straße des 17. Juni quert und sich entlang des Mathematikgebäudes bis zum Elektrotechnik-Gebäude erstreckt. In Bezug auf die Hertzallee wurde seitens der Projektgruppe einstimmig kritisiert, dass dieser historischen Wegeverbindung durch zu geringe öffentlichkeitswirksame Nutzungen zu wenig Wert zugesprochen wird. Nach diesen beiden zentralen Wegeverbindungen lassen sich kleinere Wege ausmachen, über die die verschiedenen Institute in den Innenbereichen der Teilcampi erreicht werden. Die Wegeführung ist besonders in den Innenbereichen



Abb.29 Eine Mauer riegelt das UdK-Gelände vom Rest des Campus ab. Blick von der Hertzallee © eigene Aufnahme



Abb.30 Der Innenhof der UdK als Rückzugsort mit ver-wunschenem Charme © eigene Aufnahme



Abb.31 Zentrale Grünfläche auf dem Nordcampus mit Freizeit- und Erholungswert © eigene Aufnahme



Abb.32 Grünfläche auf dem Hauptcampus mit Erholungswert. Die kleinen Umzäunungen wurden als unnötige Barrieren empfunden © eigene Aufnahme

undurchsichtig. Auf dem Nordcampus sind es die städtebauliche Anordnung der Gebäude, die enorme Gebäudehöhe einzelner Institute sowie die wuchernden Grünanlagen, die eine Orientierung erschweren (siehe Abb. 28). Wenig breite Wege und viele kleine Abzweigungen zu Betriebshöfen verhelfen Studierenden insgesamt nicht dazu, sich zwischen den Gebäuden zielführend fortzubewegen.

Interuniversitäre Abgrenzung: TUB und UdK

Neben den bereits angeführten Barrieren in Bezug auf den Wegefluss zwischen den einzelnen Campusbereichen, wurde von der Projektgruppe die hermetische Abgrenzung des UdK-Geländes vom TU-Gelände als markante Barriere definiert. Der Zugang zum UdK-Gelände ist ausschließlich über den an der Hardenbergstraße gelegenen Eingang zu erreichen. Eine hohe Mauer umzäunt den Innenhof der UdK. Zudem werden die Werkstätten, die direkt an die Hertzallee angrenzen, durch einen Zaun getrennt (siehe Abb. 29). Zwar war den Studierenden bewusst, dass der besondere, beinahe verwunschene Charme des UdK-Innenhofs erst durch die Mauern geschaffen wird (siehe Abb. 30), jedoch wären kleine Schlupflöcher an dieser Stelle sinnbildlich für einen gemeinsamen Campus von UdK und TUB.

Zudem werden die niedrigen Umzäunungen der Grünflächen auf dem Zentralgelände als Barrieren empfunden. Sie verhindern kurze Wege und oktroyieren den Passanten unlogisch erscheinende Wegführungen auf.

Städtebauliche Verbindung mit der umliegenden City West und verkehrliche Erschließung

In Bezug auf die Verbindung mit der städtischen Umgebung ist im gesamtstädtischen Rahmen die zentrale Lage des Campus mit seiner guten ÖPNV-Anbindung positiv zu betonen: Zwei S-Bahnstationen, eine U-Bahn-Station sowie zwei Buslinien, die entlang der Hardenbergstraße fahren, erlauben es den Studierenden und MitarbeiterInnen den Campus zu erreichen, ohne auf das Auto angewiesen sein zu müssen. Wünschenswert wäre jedoch eine zusätzliche Buslinie entlang der Straße des 17. Juni als direkte Anbindung mit der historischen Mitte Berlins und den Einrichtungen der Humboldt Universität (vgl. Bodenschatz 2003:76).

Die bereits bemängelten Eingangssituationen und definierten Barrieren bedingen, dass sich der Campus als wenig vernetzt mit seiner direkten Umwelt darstellt. Die großen Straßen am Rand des Campus, der S-Bahnviadukt und der



Abb.33 Parkplätze und Container entlang der Hertzallee © eigene Aufnahme



Abb.34 Trampelpfade auf den Grünflächen geben Grund zur Hinterfragung von aktuellen Wegen © eigene Aufnahme

Landwehrkanal stellen für Passanten eine erste zu überwindende Hürde dar. Die Folge ist, dass der Campus einer Enklave im Stadtraum ähnelt. Zudem wurde von vielen Studierenden der Projektgruppe das Fehlen öffentlichkeitswirksamer Erdgeschossnutzungen auf dem Campus, wie z.B. privatwirtschaftlich geführte Gastronomie, bemängelt.

Ein besonderes Aufwertungspotential für eine stärkere Verbindung mit dem Stadtraum wurde für den Ostcampus konstatiert, der aktuell noch eine unzureichende Übergangssituation darstellt. Dieses große Potential wird dem Ostcampus durch seine unmittelbare Nähe zum Bahnhof Zoo und durch seine noch nicht vollständige Bebauung zugeschrieben (siehe Abb. 27). Noch befinden sich auf dem Ostcampus große Brachflächen, untergenutzte Institutsgebäude aus den frühen Nachkriegsjahren und ein Wartebereich für Busfahrer. Letzterer könnte jedoch verlegt werden. Auch der Masterplan City West aus dem Jahr 2009 sieht hier am ehesten ein Verknüpfungspotential von städtischen und universitären Nutzungen. Die Ansiedlung eines Riesenrades auf dem östlichen Campusbereich, welches im Masterplan noch vorgesehen war, ist mittlerweile hinfällig. Diese Tatsache zeugte von dem Bedarf, auch Teile des Masterplans im Rahmen des AIV-Wettbewerbs 2011 zu überdenken.

Grün- und Freiflächen

Zunächst wurde positiv bewertet, dass die beiden Innenbereiche der Teilcampi zentrale Grünflächen aufweisen. Sie bieten somit einen Raum für Erholung und Freizeit im Campusinneren (siehe Abb. 31). Die in den 1950er Jahren geplante Struktur der Grünflächen ist laut der Wahrnehmung der Entwurfsgruppen jedoch zu überdenken, da die Grünflächen zum Teil ungeordnet wirken. Die Hecken auf dem Nordcampus sind mannshoch gewachsen, sodass eine Orientierung erschwert wird. Die Grünflächen auf dem Hauptcampus werden in den Sommermonaten zwar rege von den Studierenden frequentiert, dennoch implizieren die kleinen Einfriedungen um die einzelnen Grünflächen eine Hemmschwelle, diese zu betreten (siehe Abb. 32). Zudem wird der Erholungswert der Grünflächen durch Parkplätze entlang der Hertzallee und hinter dem Hauptgebäude gemindert (siehe Abb. 33). Auch sind die Wegebeziehungen zwischen den einzelnen Grünbereichen zu hinterfragen, da diese nur bedingt auf Eingänge Bezug nehmen (siehe Abb. 34). Der Baumbestand wirkt sowohl auf dem Nord- als auch auf dem Hauptcampus strukturlos auf den Grünflächen platziert, ist jedoch als schützenswert einzustufen. Der Ostcampus weist ebenfalls einen gewissen Baumbestand auf, eine gebündelte Grünfläche

lässt sich auf dem vernachlässigten Campusbereich jedoch nicht ausmachen.

Image oder Außendarstellung des Campus

In Bezug auf die Außendarstellung sei ein Zitat von Bodenschatz angeführt, das die Wahrnehmung der Entwurfsgruppen komprimiert widerspiegelt. „Es gibt zu wenig Aktivitäten, die die TU Berlin als gemeinsame Institution erlebbar machen, es gibt kein Gebäude, das die TU Berlin symbolisiert, und es fehlen öffentliche Räume, die als gemeinsame wahrgenommen werden“ (Bodenschatz 2003: 74).

Zentrale Handlungsansätze für die Campusgestaltung

Bilanzierend seien die wichtigsten Stärken, Schwächen und Potentiale des Campus Charlottenburg nachfolgend dargestellt. Als Schwachstellen sind folgende Bereiche und der dadurch implizierte Handlungsbedarf besonders zu berücksichtigen:

- die Zerschneidung des Campus durch die Straße des 17. Juni
- die notwendige Verbesserung der Außendarstellung des Campus als zusammengehöriges Ensemble
- die erforderliche Konzipierung von einladenden Eingangssituationen zum Innenbereich des Campus
- die angebrachte Attraktivitätssteigerung der Grünflächen
- die fällige Definition von Orientierungspunkten für ein insgesamt „durchsichtigeres“ Campusgebiet

Als Potential für konzeptionelle Anknüpfungspunkte auf dem Campus Charlottenburg lassen sich folgende Punkte hervorheben (vgl. AIV Berlin 2010: 26):

- die innerstädtische Lage und die damit verbundene gute verkehrsinfrastrukturelle Anbindung
- die historisch gewachsene Gebäudesubstanz als Repräsentanten unterschiedlicher städtebaulicher Epochen
- der Landwehrkanal und die Schleuseninsel als verbindendes Freiraumelement
- das städtebauliche Potential auf dem zum Großteil ungenutzten Ostcampus

B

Architekten- und Ingenieur-Verein zu Berlin e.V. | seit 1824

SCHINKEL-WETTBEWERB

2011

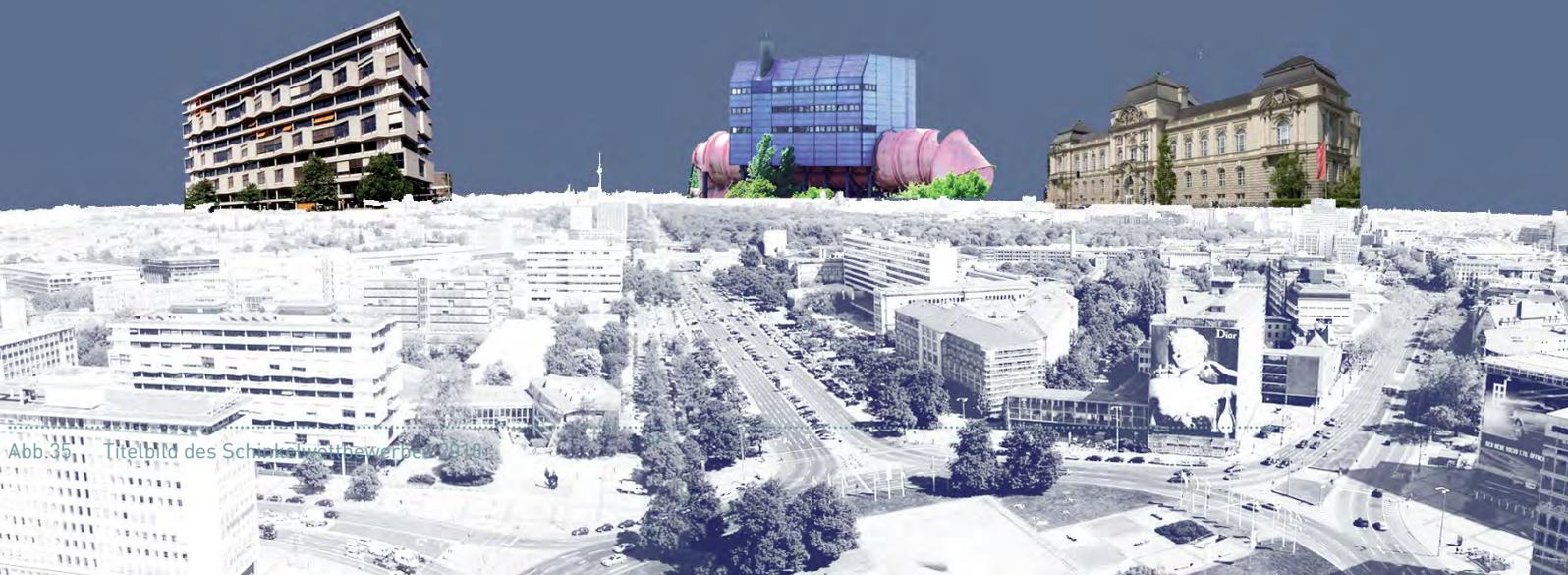


Abb. 39 Titelbild des Schinkel-Wettbewerbes 2011

5. Wettbewerbsbeiträge zum AIV-Schinkel-Wettbewerb 2011

Den grundlegenden Rahmen für die nachfolgend vorgestellten Entwürfe gaben die AIV-Wettbewerbszielsetzungen der Fachsparte Städtebau: „Gesucht werden Ideen und Konzepte für einen zeitgemäßen Hochschulstandort, der sich zu den umgebenden Stadt- und Landschaftsräumen öffnet. Dabei soll das bestehende Gefüge aus Bauten und Freiflächen einer kritischen Revision unterzogen werden. Zu den wesentlichen städtebaulichen Entwurfszielen gehört eine nachvollziehbare räumliche Ordnung, die Stadt- und Hochschulflächen stärker miteinander verknüpft, die Zugänglichkeit und Durchlässigkeit der Campusbereiche verbessert sowie ihre Aufenthaltsqualität erhöht“ (AIV Berlin 2010: 23).

Im Untertitel zum AIV-Wettbewerb „Die unbedingte Universität“ wird Bezug auf ein Zitat des französischen Philosophen Jacques Derrida genommen, in welchem es heißt: „Eine Universität müsste also auch ein Ort sein, an dem nichts außer Frage steht“ (AIV Berlin 2010 mit Bezug auf Derrida 1998). Die AIV-Auslobung umriss mit diesem Statement somit einen weiteren Rahmen für den Entwurfsprozess. Es galt, sich nicht allein mit der baulichen Dimension des Campus auseinander zu setzen, sondern auch die grundsätzlichen universitären Strukturen, insbesondere „die institutionellen Ordnungen – und Unordnungen“ zu hinterfragen (AIV 2010: 3).

In Anlehnung an das Zitat von Derrida und aufbauend auf den Erkenntnissen des analytischen Teils dieser Arbeit beziehen die Entwurfsgruppen in ihren Arbeiten somit auch Stellung zur grundlegenden Ausrichtung von Universitäten, was in den nachfolgenden Fragen komprimiert wurde:

- Sollte eine Universität eine Bildungsinstitution sein, zu der alle Bevölkerungsschichten freien Zugang haben oder als eine elitäre Institution fungieren?
- Sollte ein Universitätscampus in Interaktion mit seiner urbanen Umgebung stehen oder als abgegrenzter Raum, der nur einer akademischen Öffentlichkeit zugänglich ist, konzipiert sein?

- Sollten Universitäten nach basisdemokratischen Prinzipien oder nach betriebswirtschaftlichen Regeln zu steuern sein?

Die Entwürfe streben es insgesamt an Antworten darauf zu finden, wie der Campus Charlottenburg entsprechend der Haltung der Entwurfsgruppen zu einer sich wandelnden Universitätslandschaft zukünftig gestaltet werden kann (vgl. Kapitel 1 bis 3 dieser Arbeit). Die Entwürfe unterscheiden sich demnach nicht nur durch differierende städtebauliche Zugänge, sondern auch dadurch, wie sie implizite Ziele der Aufgabestellung interpretieren und ihrer eigenen Auffassung folgend gegebenenfalls neu definieren.

Die Arbeit der ersten Entwurfsgruppe, mit dem Name Quinta Essentia stellt den Wandel in der Hochschulentwicklung nicht in Frage, sondern sieht in der Teilnahme am interuniversitären Wettbewerb die Chance, durch externe Profilierung und innere Zusammengehörigkeit, die Qualität und den Ruf der TUB zu erhöhen. Der Ansicht, die Universität soll sich stärker nach außen präsentieren, teilen auch die anderen beiden Entwürfe, große Differenzen ergeben sich dennoch aus den Zielen und Formen dieser Außendarstellung. Für die Arbeit Linking TU bildet das „Space of Centrality“ nur eine von drei Ebenen, welche das Wesen und die Entwicklung der Universität gestalten soll. Das „Space of Privacy“ ist dagegen ein Rückzugsraum, in welchem der interne Austausch und der Intellekt im Vordergrund stehen, während das „Space of Connectivity“ durch die Gegenseitigkeit mit der Stadt definiert wird. Somit sind für dieses Entwurfskonzept Aspekte der Unabhängigkeit der Wissenschaft und der gesellschaftlichen Verantwortung mindestens genauso wichtig wie die Frage nach der Konkurrenzfähigkeit im heutigen Universitätswettbewerb. Für die Entwurfsgruppe Akupunktur ist die Generierung eines gemeinsamen Images mit anderen Vorsätzen einer unternehmerischen Universität nicht gleich zu setzen. Obwohl die Intervention viele Elemente eines Corporate-Identity-Konzepts aufnimmt, distanziert sich die Gruppe bewusst von einem kostspieligen Merkzeichen und plädiert für partizipative, prozedurale und kleinteilige Lösungen, die auf den Bedarf der Universitätsmitglieder zugeschnitten sind.



Abb.36 Lageplan des Entwurfes QUINTA ESSENTIA © Faloota, Linke



Abb.37 Lageplan für den Ostcampus © Faloota, Linke

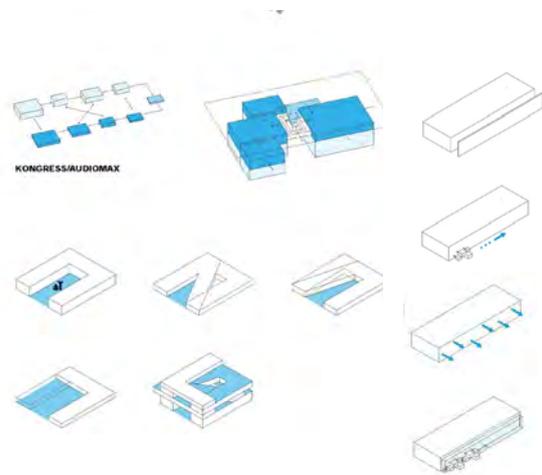


Abb.38 Detailansichten der zu entstehenden Gebäude © Faloota, Linke

5.1 Vorstellung und Reflexion der Entwurfsgruppe 1 - Simone Linke und Moritz Faloota

5.1.1 Vision der Universität der Zukunft

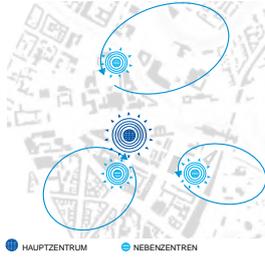
Nicht allein die Existenz einer Universität berechtigt sie zu ihrem Dasein, sondern ihr Wesen. Erst das Wesen führt zur Anerkennung von internen und externen Betrachttern. Der Charakter dieses Wesens wird bestimmt durch die Vielzahl an Eigenschaften. Eigenschaften, die im Endergebnis als Summe eine Gesamtheit ergeben. Die TUB weist Defizite auf, die es schwer machen, die TUB als einheitliches Gefüge erscheinen zu lassen. TUB – dieser Name sollte sofort etwas in einem Menschen hervorrufen, der diesen Namen hört oder sagt. Eine Abfolge von attraktiven Bildern muss sich sogleich in seinen Gedanken abspielen. Bisher denkt man eher an das unsympathische Hauptgebäude, das einsame Telekom-Hochhaus, an die vielen Autos, die die Straße des 17. Juni zu einer schwer überbrückbaren Barriere machen, und an eine Ansammlung grauer Architektur, die nur vereinzelt durch ausdrucksstarke Bauten durchbrochen wird. Vor Ort wird man vor allem von einem Gefühl eingeschlossen: Undurchsichtigkeit. Sich von Beginn an einfach zu orientieren, scheint nicht möglich zu sein. Es ist schwer, die Gebäude richtig zuzuordnen, auch ist kaum zu erkennen, wo der Campus beginnt und wo er endet. Der TUB fehlt es vor allem an Gesamtheit, an Einheitlichkeit. Was verbinden wir dann mit einer guten Universität? Sind es die äußeren Fassaden, die die Universität repräsentieren, die Studienbedingungen oder der Ruf als sogenannte Eliteuniversität, die bei der Wahl des Ausbildungsortes eine Rolle spielen? Unserer Meinung nach soll die Universität in erster Linie gute Studienbedingungen bieten, damit die Studierenden in einem guten Milieu lernen können.

5.1.2 Grundlegendes Konzept für die Entwicklung des Campus Charlottenburg

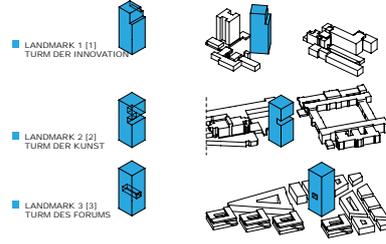
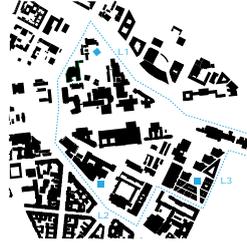
Wir haben uns entschlossen, mit Bezug auf die eben genannten Defizite, der TU mit fünf verschiedenen Kernpunkten, fünf Essenzen, einen neuen Charakter zu verleihen (siehe Abb. 39). Die wichtigste Essenz ist die Bildung neuer Subzentren. Die TUB soll sich in ihrem Charakter an die Stadt Berlin anpassen: Ein buntes Gefüge verschiedener Teile, die in ihrer Gesamtheit jedoch ein einheitliches Bild ergeben. Eine polyzentrale Stadt bekommt eine polyzentrale Universität. Schaffen wollen wir das durch drei neue Landmarks – schlanke, hochgewachsene Bauten, die in ihrer Lage wie ein Rahmen der TUB wirken.

Der zweite wichtige Kernpunkt ist die interne Verbindung. Die neuen Zentren müssen untereinander gut verbunden sein, um eine einfache und deutliche Orientierung zu gewährleisten. Dies schaffen wir durch ein neu angelegtes Wegesystem. Um die interne Verbindung weiterhin zu verbessern, ist es notwendig, den Campus der TUB von Autos zu befreien (Essenz 3). Zu diesem Zweck wird die Straße des 17. Juni untertunnelt, um eine einfache, barrierefreie Überquerung der Straße zu ermöglichen (siehe Abb. 41 und 42). Zudem dient die neue so genannte „Permanente Expo“ (Essenz 4) als multifunktionaler Raum, in dem sich die einzelnen Fakultäten nach außen hin präsentieren und vorstellen können. Denkbar wären hier auch temporäre Ausstellungen oder Märkte. Dies geschieht durch so genannte „Foyers“ – gläserne Anbauten an bestehende Gebäude. Diese neue Universitätsallee dient als öffentlicher Raum, der für alle Menschen zugänglich sein soll. Aber nicht nur zugänglich, sondern vor allem attraktiv und einladend. Der letzte Punkt, der von uns verändert wird, sind die Grün- und Freiflächen (Essenz 5). Die Freiräume werden von den teilweise wandartigen Bepflanzungen befreit und mit transparenten, leichten Pflanzungen ersetzt (siehe Abb. 36). Ein rasterartig angelegter Baumhain an der Straße des 17. Juni und am Ostgelände, der sich langsam auflockert, strukturiert auf eine sanfte Weise die

KONZEPT ZENTREN

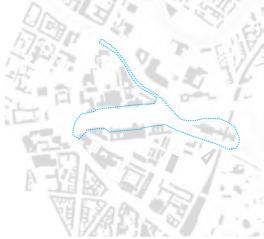


DIE FÜNF ESSENZEN LANDMARKS

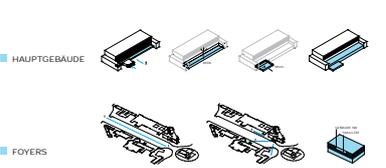
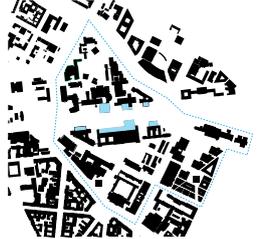


- * FAKULTÄT II, IV, V, INNOVATION, TECHNOLOGIE, NACHHALTIGKEIT
ARBEITSRÄUME, RUHEPOOLS, HÖRSÄLE, CIP-POOL
- ☺ BIBLIOTHEK, CAFE, SPORT
- * FAKULTÄT VI, ISR, PLANUNG, UDK, MEDIENGESTALTUNG, VERWALTUNG
ATELIERS, WERKSTÄTTE, HÖRSÄLE, RUHEPOOLS, CIP-POOL
- ☺ CAFE, KUNSTGALERIE, KINO, MUSIKSTUDIO
- * FAKULTÄT VII, WIRTSCHAFT UND MANAGEMENT, STUDENTENWERK
HÖRSÄLE, RUHEPOOLS, CIP-POOL, GRADUIERTENKOLLEG
- ☺ CAFE, SPORT, EINZELHANDEL

OFFENTLICHE ZONE

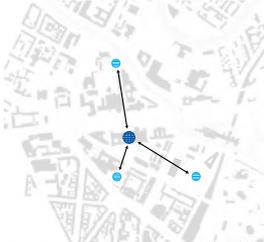


NEUE FOYERS

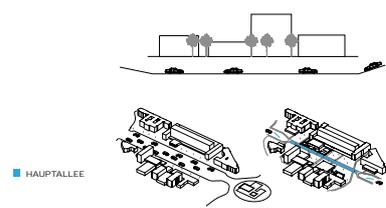
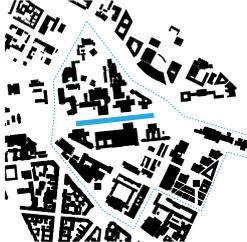


- * TU-BERLIN SHOWROOM
HAUPTFOYER, INFO-ZENTRUM
HÖRSÄLE, RUHEPOOLS, CIP-POOL, GRADUIERTENKOLLEG
- ☺ CAFE, MENSA, AUSSTELLUNG, FREIZEIT
- * FAKULTÄTS-SHOWROOM
FOYER, INFORMATION
- ☺ RUHEPOOLS, PC-POOL
- ☺ CAFE, AUSSTELLUNG, FREIZEIT

VERBINDUNG



HAUPTTALLEE

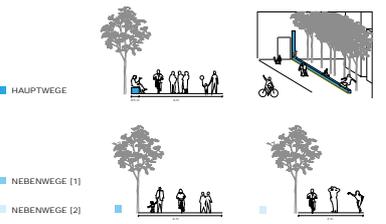


- * DIE PERMANENTE EXPO
AUSSTELLUNG DER FAKULTÄTEN
- ☺ RAUM DER INTERAKTION
- ☺ MULTIFUNKTIONALE AKTIVITÄTEN

OFFNUNGEN

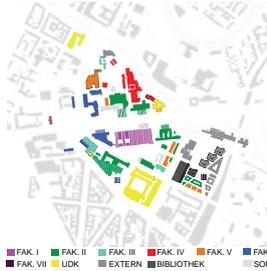


WEGE

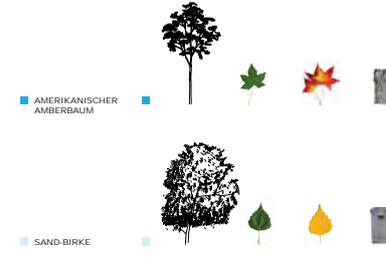


- * LEITSYSTEM
WEGEBEGLEITENDE ORIENTIERUNGSHILFE
- ☺ RAUM DER INTERAKTION
- ☺ SHARED SPACE
- * WEGESYSTEM
UNTERGEORDNETE VERBINDUNGSWEGE
- ☺ RAUM DER INTERAKTION
- ☺ SHARED SPACE

NEUER CAMPUSPLAN



BEPFLANZUNG



- * VEGETATION
BAUMRASTER
- ☺ RAUM DER ERHOLLUNG
- ☺ KÜHLENDER BAUMSCHATTEN

Abb.39 Die fünf Essenzen von QUINTA ESSENTIA © Faloota, Linke

Fläche und sorgt zudem für eine Verbindung der verschiedenen Campusbereiche.

Jeder einzelne dieser fünf Kernpunkte bedeutet für sich allein eine enorme Verbesserung der TUB. Alle zusammen tragen gemeinsam dazu bei, einen Campus aufzubauen, der in seiner Art und Weise einzigartig ist. Dies hilft nicht nur den Studierenden dabei sich zu orientieren und sich wohl zu fühlen, sondern bewirkt, dass man auch als Externer den Campus gern betritt.

5.1.3 Entwurfsumsetzung und Begründung

Wie bereits genannt, sind die Hauptmerkmale des Konzeptes Quinta Essentia die fünf Essenzen, die zu einer ganzheitlichen Verbesserung der Universitäten und der städtischen Umgebung führen sollen. Die erste Essenz sind die drei Leuchtturmgebäude. Diese stehen jeweils am Rande des Campus – im Norden angebunden an das Einsteinufer, im Osten angrenzend zum Bahnhof Zoologischer Garten und im Südwesten am Übergang zur Hardenbergstraße. Jeder dieser Türme besitzt eine Höhe von 75m und eine Länge/Tiefe von 25m (siehe Abb. 40). In ihrer Erscheinung unterscheiden sie sich nur durch Ein- oder Ausbauten der Gebäudegestalt. Somit zeigen sie eine deutliche Zusammengehörigkeit trotz individueller Merkmale. Sie zeigen sehr deutlich die Grenze des Campus als offenen Übergang zur Stadt. Inhaltlich sind die Leuchttürme mit drei verschiedenen Themen verbunden: der Turm der Kunst (künstlerische Fachbereiche der TUB sowie der UdK), der Turm der Innovation (Nachhaltigkeitsforschung, Zusammenarbeit mit ansässiger Wirtschaft) und der Turm des Forums (Plattform für den Austausch zwischen Universität und Stadt). Die zweite Essenz beinhaltet eine neue Wegführung, um einerseits die Orientierung und andererseits die interne Verbindung der einzelnen Subzentren zu verbessern. Die Hauptverbindungswege zwischen den Subzentren sind ausreichend breit für Fußgänger und Radfahrer angelegt. Zudem sind sie deutlich mit einer wegebegleitenden, ca. 40 cm hohen Sitzbank ausgestattet, um ne-

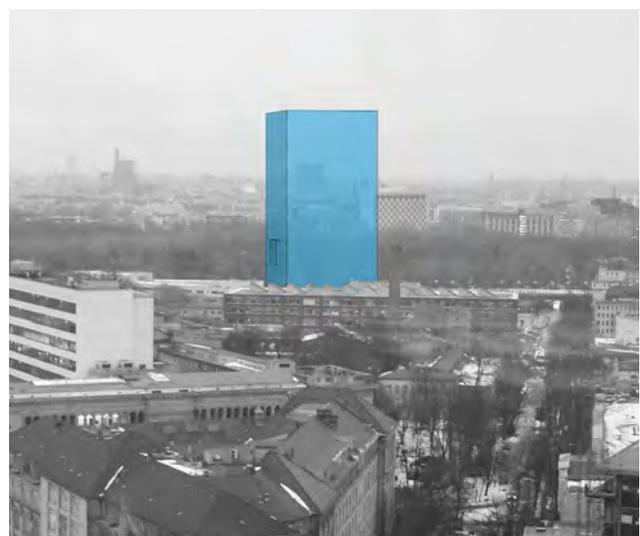
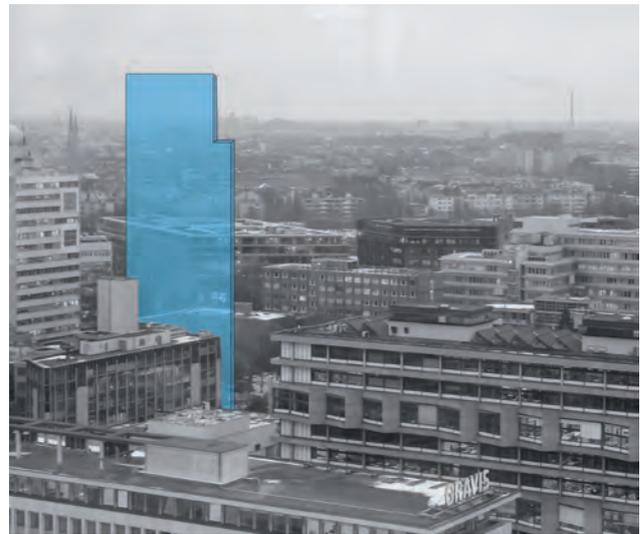


Abb.40 Bauliche Leuchttürme © Faloota, Linke

ben der Orientierung auch Aufenthaltsqualität zu bieten. Essenz Nummer 3 verbannt die Autos vom Universitätsgelände. Die Straße des 17. Juni wird untertunnelt und verbindet somit den Hauptcampus mit dem Nordcampus barrierefrei für Fußgänger und Radfahrer. Die Parkplätze werden unterirdisch angelegt mit der Option auf eine Konversion der Parkflächen. So könnten zum Beispiel Lagerflächen oder Veranstaltungsräume auf den ehemaligen Parkflächen entstehen. „Die Permanente Expo“ ist Inhalt der vierten Essenz. Entlang der Straße des 17. Juni, welche nun autofrei ist, werden Anbauten, sogenannte Foyers, an jeder Fakultät errichtet, um den Campus nach außen zu präsentieren.

Diese Räume dienen als Eintrittstüren zu den jeweiligen Fachgebieten. Sie sind übersichtlich, informativ und interessant gestaltet. An ihrer Außenfassade haben sie eine deutliche Kennzeichnung, zu welcher Fakultät sie gehören. Der öffentliche Raum des 17. Juni und die Foyers laden bei passender Witterung ein, temporäre Ausstellungen oder Märkte zu besuchen. Die fünfte und letzte Essenz ist das Grün auf dem Campus. Grünflächen werden aufgewertet und transparenter gestaltet. Wiesen sollen genutzt werden und als Verbindung zwischen der Bebauung dienen. Dafür müssen viele Sträucher, die bisher als eine Art Mauer oder Wand dienen, gerodet werden. Die Freiflächen sollen einsich-

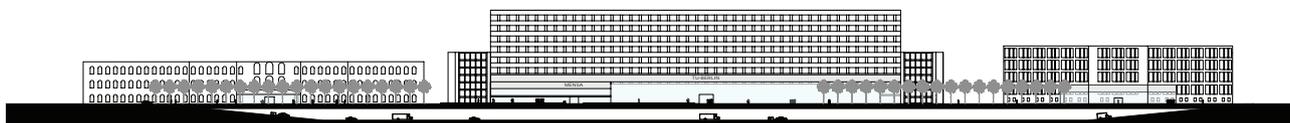


Abb.41 Längsschnitt der Straße des 17. Juni © Faloota, Linke

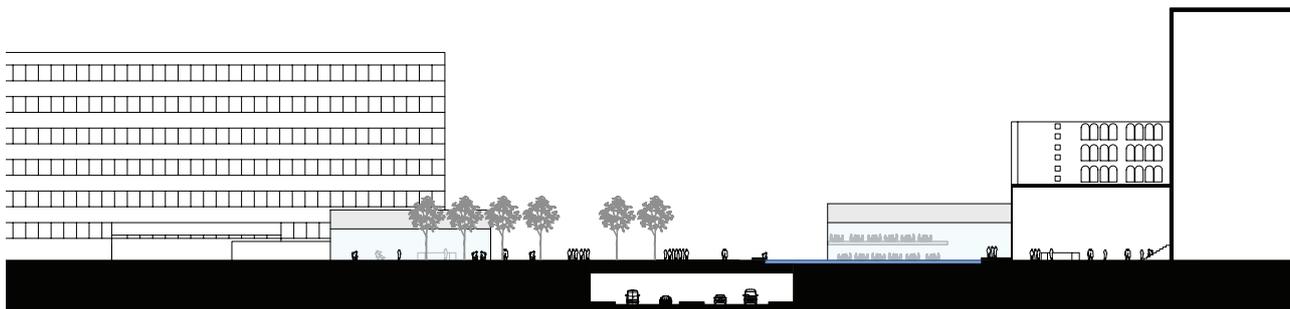


Abb.42 Querschnitt der Straße des 17. Juni © Faloota, Linke

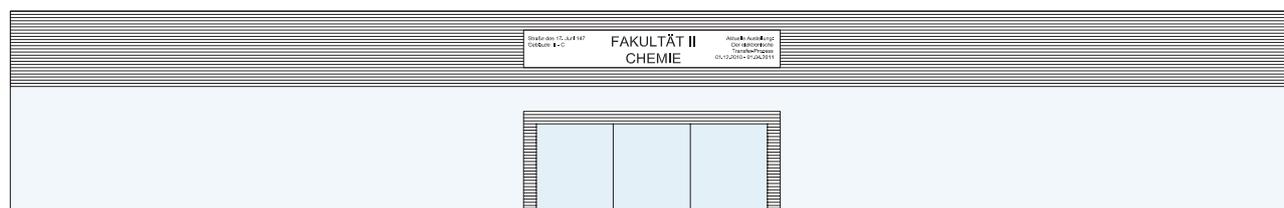


Abb.43 Neue Fassade der Fakultät III

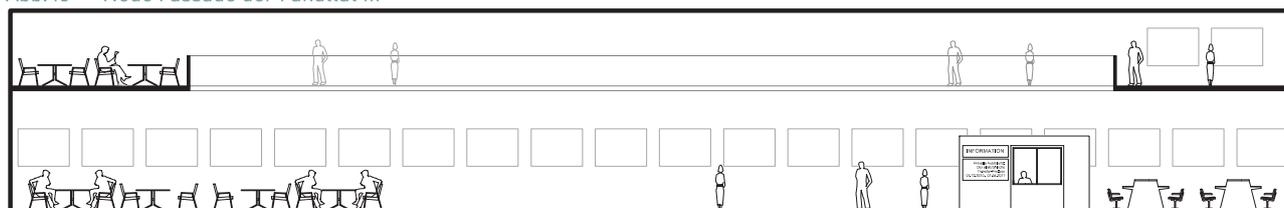


Abb.44 Innenansicht der Fakultät III © Faloota, Linke

tiger und einladender werden. Zudem werden neue raumbildende Gehölze gepflanzt. Sichtbar ist dies vor allem im Bereich der Straße des 17. Juni. Hier wird ein lockerer, rasterartiger Baumhain gepflanzt, der zugleich Schatten spenden, raumbildend und erfrischend wirken soll (siehe Abb. 45). Die lockeren Baumkronen der Sand-Birke und des Amerikanischen Amberbaumes sorgen für einen angenehmen Baumschatten an heißen Tagen, trotzdem wirken sie auf Grund der transparenten Krone nicht dachartig. Die kühlende Funktion der vegetativen Transpiration und des schattenspendenden Laubes kann an heißen Sommertagen zu einer gesteigerten Aufenthaltsqualität beitragen. Diese fünf Essenzen – Quinta Essentia – stellen das Grundgerüst der Umgestaltung des TU Campus dar, gehen dabei aber über das, was in den jeweiligen fünf Bereichen angesprochen wurde, hinaus. Durch die inhaltliche Veränderung, die diese Maßnahmen mit sich bringen, soll vor allem das Studium und die Forschung auf dem Campus verbessert werden. Aber nicht nur TU-interne Verbesserungen sollen geschehen, auch die umliegende Stadt soll davon profitieren – durch eine bessere Vernetzung und Öffnung zur TUB.

5.1.4 Reflexion des Entwurfes in Bezug auf Leuchtturmcharakter

Welche Rolle spielen Leuchttürme in unserem Entwurf, und braucht die TUB überhaupt diese Leuchttürme? Die Leuchttürme geben den Ton in unserem Entwurf in dem Sinne an, dass sie der Universität nicht nur eine neue Orientierung geben, sondern auch eine neue, intellektuelle Austauschplattform zwischen Stadt und Universität bieten. Die Leuchttürme dienen als neue Zentren, die zusammen mit dem Hauptgebäude eine repräsentative Außenwirkung auf die gesamte Universität haben (siehe Abb. 40). Das Wegeleitsystem unterstützt die Landmarks und hilft dabei, die Funktionen und die Bedeutung der Landmarks zu verstärken. Um der Universität einen stärkeren Charakter zu geben, der auch deutliche Visionen zeigt, und der sich auch



Abb.45 Blicke auf die neue städtebauliche Situation an der Straße des 17. Juni © Faloota, Linke

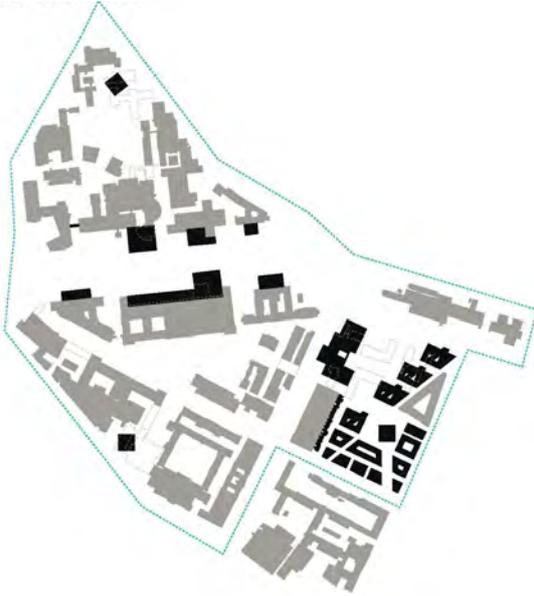


Abb.46 Schwarzplan © Faloota, Linke

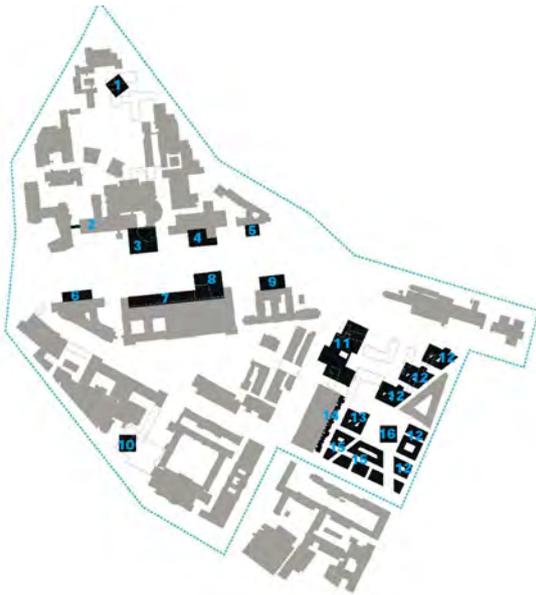


Abb.47 Übersicht der Maßnahmen © Faloota, Linke

mit der Umgebung befasst, sind die Leuchttürme in unserem Entwurf von großer Bedeutung. Die drei Landmarks sind deswegen auch an den Randbereichen des Campus platziert, um die Campusbereiche zu umschließen und sie gleichzeitig mit der Stadt zu verbinden. Der Campus Charlottenburg braucht aus unserer Sicht unbedingt Leuchttürme, da die Leuchttürme ein Zeichen für Veränderung sind und gleichzeitig ein Signal darstellen, dass man in einer angespannten Zeit, in der der Konkurrenzkampf um die kluge Köpfe immer intensiver wird, mithalten kann. Das bedeutet nicht, dass wir einfach einen 75 Meter hohen Leuchtturm konstruieren wollen, um eine architektonische Ikone im Stadtbild darzustellen. Es geht vielmehr darum, welche Funktionen innerhalb der Wände zu finden sind. Architektur besteht aus mehr als nur der Fassade. Das gilt auch für unsere Leuchttürme. Sie haben in der städtebaulichen Landschaft eine deutliche Sprache, aber auch deren Funktionen sind von Bedeutung. In den Türmen wird man beispielsweise neue Arbeitsräume, CIP-Pools, Ruhepools und Hörsäle finden, die gemeinsam mit anderen Funktionen für eine multifunktionale Programmaufteilung sorgen. Nicht nur der Campus Charlottenburg braucht Leuchttürme. Die Universitäten brauchen, um sich der Gesellschaft zu zeigen, Gebäude, die nach außen hin wirken, Gebäude, die eine neue repräsentative Universität klar darstellen, eine Universität, die sich nicht nur nach innen, sondern auch nach außen orientiert. Wenn man zudem die Leuchttürme in Zusammenhang mit anderen Institutionen oder Gebäuden sieht, wird erst recht eine größere Außenwirkung stattfinden. Die Landmarks stehen für sich als Symbol allein, aber in einem Masterplan erhalten sie eine größere Rolle. Dieser Gedanke spiegelt sich auch in unserem Entwurf wider. Hier sind sie Teil einer größeren, räumlichen Umstrukturierung, die die Universität qualifizieren soll. Mit den Leuchttürmen entsteht nicht nur vertikal, sondern auch horizontal etwas Größeres.



Abb.48 Lageplan des Entwurfes LINKING TU © Cibis, Däßler, Lorenzen, Park, Tan

5.2 Vorstellung und Reflexion der Entwurfsgruppe 2 - Daniel Cibis, Sebastian Däßler, Janek Lorenzen, Ji-Hoon Park, Minjun Tan

5.2.1 Vision der Universität der Zukunft

„Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden“ ist das ursprüngliche Element der Universität, wie wir sie heute kennen. In unserer Zukunftsvision soll diese Gemeinschaft wieder lebendig werden. Hochschullandschaften entwickeln und wandeln sich jeweils abhängig von der Kultur, der Geschichte, den Entwicklungsrahmenbedingungen und ideologischen Hintergründen ihrer Länder und unterscheiden sich daher. Allerdings verbreitet sich seit langem weltweit, nicht zuletzt in Asien, von wo zwei Studierende unserer Entwurfsgruppe stammen, das Streben nach Eliteuniversitäten. So auch seit einigen Jahren in der Bundesrepublik Deutschland. Der globale Wettbewerb um Wissen, dessen Anwendung und Vermarktung spielen dabei eine ebenso große Rolle wie die Entwicklung endogener Kompetenzen, um humane Ressourcen aus aller Welt anzulocken. Dazu bedarf es, trotz der immer prekärer werdenden Finanzsituation an den Universitäten, größere Anstrengungen um Investitionen zu tätigen. Bei unserer Vision von der „Universität der Zukunft“ würde es nicht nur darum gehen, einige der klügsten Köpfe auszubilden und sie zu fördern. Es geht darum, Individuen, die heterogene Herkunftshintergründe besitzen, die in unterschiedlichem Alter sind und vielfältige Erfahrungen haben, die Chance zu geben, ihre speziellen Fähigkeiten einzusetzen. Das Hochschulwesen in Deutschland ist bereits bekannt für eine gewisse Vielfältigkeit, angefangen von klassischen Universitäten, über Fachhochschulen bis zu den Unternehmenshochschulen bzw. Stiftungsuniversitäten. Studierende identifizieren

sich nicht unbedingt mit einer Universität mit hohem Prestige, mit den hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen, den zahlreichen Beiträgen für Forschungsprojekte bzw. der Menge an Doktorarbeiten, den technischen Ausstattungen, der Erfolgsgeschichte oder den Beiträgen ihrer Absolventen. Sie bevorzugen vielmehr eine bessere Verfügbarkeit aller Ressourcen zur Mobilisierung ihrer inneren Kräfte, z.B. differenzierte Kommunikationsmöglichkeiten und Räumlichkeiten, die das Arbeitsumfeld erweitern. Sie wünschen die Teilhabe an Entscheidungen und Transparenz innerhalb der Universitätsgremien, anspruchsvolle Studieninhalte und Prüfungsmodalitäten, die für ihre Studiensituation angemessen sind. Wir stellen uns die Universität als einen Ort vor, an dem Entdeckerlust und Erkenntnisleidenschaft und überhaupt Freude am Denken herrscht. Hier soll der Gedankenaustausch zwischen den Lernenden untereinander und wiederum mit den Lehrenden zusammen in geeigneten Räumen und Einrichtungen stattfinden. Die starren hierarchischen Strukturen, die Hürden der Bürokratie und Hierarchie und die Distanz zwischen Statusgruppen sollen abgeschafft werden. Türen sollen offen gehalten werden, d.h. Sprechstunden bzw. Betreuungsmöglichkeiten sollten vermehrt angeboten werden. Diese Offenheit würde jenseits der Campusmauern in die urbane Umgebung wirken, die ihrerseits die Universität für ihre Anliegen nutzen könnte. Wir stellen uns die Universität als einen Ort vor, an dem alle ihre Kreativität entdecken und ihre Innovationskräfte entfalten könnten; ein Ort, an dem man sich auf den Einstieg in die berufliche Welt vorbereiten kann, um dann erworbene Kenntnisse der Gesellschaft zur Verfügung zu stellen.

5.2.2 Grundlegendes Konzept für die Entwicklung des Campus Charlottenburg

Um aus der Universität stärker eine Gemeinschaft des Lehrens und Lernens zu machen, stehen im Konzept Linking TU die Verbindungen im Mittelpunkt des Entwurfes. Diese Links bestehen



Abb.49 Drei neue Raumkategorien © Cibis, Däßler, Lorenzen, Park, Tan

zum einen als Austausch zwischen der Gemeinschaft eines Faches, zum zweiten als zentrale Orte, welche die gesamte Universität bündeln und nach außen repräsentieren und zum dritten als Verbindung zwischen der Universität und den umliegenden Quartieren. Folglich werden drei neue Raumkategorien eingeführt: „Space of Centrality“, „Space of Privacy“ und „Space of Connectivity“ (siehe Abb. 49). Sie beschreiben unterschiedliche Charaktere und Funktionen von öffentlichen Räumen. Das Konzept setzt daher

zunächst an der klareren Ausformulierung der Freiflächen an. Als größte Defizite in der städtebaulichen Ausgestaltung des jetzigen Campus Charlottenburg wurden die mangelnde Orientierung, eine schwammige Ausformung der öffentlichen Räume und die mangelhafte Verknüpfung zum umliegenden Stadtraum identifiziert. Durch die schrittweise bauliche Ergänzung des Campus im Laufe der Jahrzehnte haben die öffentlichen Räume an Kontur verloren und wirken heute an vielen Stellen als schwer einzu-

ordnende Resträume. Charakter und Funktion der Freiflächen bleiben vielerorts unklar. Auch die Orientierung auf dem Campus leidet unter der zusammenhangslosen Nachverdichtung, bei der städtebauliche Zusammenhänge nicht ausreichend berücksichtigt wurden. Wichtige Übergangsorte zur umliegenden Stadt wurden verkannt. Daher bietet die Neugestaltung der Freiräume die Möglichkeit eine erhöhte Aufenthaltsqualität mit der Neugliederung der räumlichen Struktur zu verknüpfen, wodurch die Gemeinschaft, das Image und die Einbettung in die Stadt insgesamt besser zur Entfaltung kommen können.

Space of Centrality

„Space of Centrality“ beschreibt die zentralen Orte auf dem Campus Charlottenburg. Diese Raumkategorie wird durch eine hohe Dichte an zentralen, fakultätsübergreifenden Einrichtungen geprägt. Auch die Freiräume, die die zentralen Einrichtungen verbinden, sollen ein Gefühl von Zentralität vermitteln. Räume dieser Art sollen Studierenden, MitarbeiterInnen und Besuchern sofort erfahrbar machen, dass es sich um zentrale Campusbereiche handelt, an denen übergeordnete Funktionen wie die Hauptverwaltung, Campus-Center, zentrale Mensen, studentische Organisationen, Studienberatung etc. zu erwarten sind. So kann vom Charakter dieser belebten, zentralen Freiräume auf die angesiedelten Funktionen geschlossen und die Orientierung auf dem Campus erleichtert werden.

Space of Privacy

„Space of Privacy“ beschreibt Campus-Räume von einem ganz anderen Charakter. Neben eindeutig zentralen Orten auf dem Campus (dem „Space of Centrality“) besteht ein Bedarf an Rückzugsräumen für Studierende. Diese privaten Rückzugsräume haben einen ruhigen und geschützten Charakter und unterscheiden sich daher von den zentralen Räumen. Sie bieten sowohl Möglichkeiten zur Erholung als auch zum konzentriertem Arbeiten und bilden so inselar-

tige Rückzugsräume aus. Die einzelnen Campusbereiche werden durch das Angebot eigener Rückzugsoasen aufgewertet. Als Vorbild, welches den Charakter dieser Raumkategorie verdeutlicht, kann der Innenhof der UdK herangezogen werden.

Space of Connectivity

„Space of Connectivity“ reagiert auf die unzureichende Verknüpfung zwischen Campus und umliegendem Stadtraum. Räume dieser Art sollen an wichtigen Übergangsorten zur Stadt etabliert werden und den Austausch zwischen Stadt und Universität katalysieren. Zum einen kommt ihnen die Funktion zu, den Eingang auf das Campusgelände auch für Besucher zu erleichtern und eventuelle Hemmschwellen abzubauen. Daneben soll an diesen Stellen auch ein inhaltlicher Austausch zwischen Universität und Stadt gefördert werden. Ausstellungsräume, Vortragsräume und Veranstaltungen im öffentlichen Raum sind hier denkbar.

5.2.3 Entwurfsumsetzung und Begründung

Im folgenden Teil soll auf die konkrete Umsetzung der zuvor umrissenen Visionen und primären Konzeptideen für den Campus Charlottenburg eingegangen werden. Der „Space of Centrality“ wird in der konkreten Umsetzung als zwei zentrale Campuspromenaden ausgebildet. In ostwestlicher Ausrichtung wird die Herzallee durch einzelne bauliche Maßnahmen gestärkt und für Fußgänger optimiert (siehe Abb. 51). Vom Ernst-Reuter-Platz bis zum Bahnhof Zoo wird sie nur noch für den Lieferverkehr freigegeben. In nordsüdlicher Richtung wird die bestehende Wegeverbindung vom Nordcampus bis zum Steinplatz als Promenade ausgebildet (siehe Abb. 50). Auch hier werden einzelne bauliche Maßnahmen wie der Rückbau der Hauptmensa durchgeführt. Der Sprung über die Straße des 17. Juni wird durch eine Verlegung der dortigen Parkplätze unter die Erde und eine neue Platzgestaltung erleichtert. Beide Promenaden werden durch eine einheitliche Pflasterung und raumbildende



Abb.50 Längsschnitt der Nord-Süd-Achse © Cibis, Däßler, Lorenzen, Park, Tan



Abb.51 Längsschnitt der West-Ost-Achse © Cibis, Däßler, Lorenzen, Park, Tan



Abb.52 Schwarzplan
© Cibis, Däßler, Lorenzen, Park, Tan



Abb.53 Maßnahmen © Cibis, Däßler, Lorenzen, Park, Tan

Vegetation hervorgehoben und gestärkt. Entlang der Campuspromenaden reihen sich die zentralen Einrichtungen der Universität auf. An der Nord-Süd-Achse befinden sich etwa das Hauptgebäude, zentrale Campusgrünflächen sowie neue etablierte Lernlandschaften. Die Ost-West-Achse verbindet u.a. die zentrale Bibliothek und die Räume des ASTA. Auf die besondere Bedeutung des Schnittpunktes der Achsen südlich des Hauptgebäudes wird mit dem Standort der neuen Zentralmensa, dem neuen Campus-Center

und einer großen zentralen Grünfläche reagiert. Die Rückzugsräume, die den „Space of Privacy“ charakterisieren, werden als Inseln verteilt über den Campus vorgesehen. Räume mit dem entsprechenden Potential wurden beispielsweise im hinteren Bereich des Architekturgebäudes identifiziert. Jedoch werden auch, unter anderem auf dem Ostcampus, Rückzugsräume durch neue Bebauungen geschaffen. Grundsätzlich hängt der „Space of Privacy“ sehr stark von der eigenen Aneignung durch die Studierenden ab.

Daher werden Räume dieser Kategorie vielmehr als Angebot denn als Festsetzung verstanden. Ob und wie Aneignung und Ausgestaltung im Konkreten aussehen, wird den Nutzern überlassen. Als potentielle Orte für die Etablierung des „Space of Connectivity“ wurden vor allem die vier Endpunkte der Campus-Promenaden und die Randbereiche der Campusbebauung identifiziert. Den vier Endpunkten der Achsen kommt dabei eine besondere Rolle zu. Sie sind die wichtigsten Übergangs- und Austauschpunkte zur Stadt. Schon von weitem sichtbar weisen vier Punkthochhäuser den Weg in das Campusgelände. Angepasste Platzgestaltungen wecken die Neugier das Campusgelände zu betreten. Ausstellungs- und Vortragsräume sowie Interaktionsflächen bieten Möglichkeiten zum Austausch zwischen Universitätsbetrieb und städtischer Öffentlichkeit an. Die öffentlichen Räume an den Endpunkten der Campuspromenaden, wie der Steinplatz, der Platz vor dem Bahnhof Zoo und der Ernst-Reuter-Platz werden fortan als Vorplätze des Campus verstanden und in dieser Rolle gestärkt. Neben den vier übergeordneten Verknüpfungspunkten zwischen Universität und Stadt wird auch den übrigen Berührungspunkten am Rand des Campusgeländes eine besondere Bedeutung zugeschrieben. An die jeweiligen stadträumlichen Gegebenheiten angepasst, werden der Austausch zwischen Campus und Stadt durch die Etablierung gastronomischer Erdgeschossnutzung, die Einrichtung von Showrooms und eines Science-Centers sowie ein verstärktes Angebot campusbezogenen Wohnens gefördert.

5.2.4 Reflexion des Entwurfes in Bezug auf

Leuchtturmcharakter

Die Schaffung von Leuchtturmbauten ist eines der elementaren Bestandteile des Entwurfes Linking TU (siehe Abb. 53). Dabei geht es im Gegensatz zu anderen Universitäten, wie im Fall der neuen Bibliothek der BTU Cottbus oder dem neuen Zentralgebäude der Leuphana Universität Lüneburg, nicht darum ein einzelnes Gebäude

zu schaffen, welches unverkennbar die gesamte Universität prägt und auf diese Weise enorme Außenwirkung kreiert. Vielmehr sollen mehrere Gebäude den Campus Charlottenburg auch strukturell verändern. Aufgrund der Größe der Universität und der großen Anzahl an interessanten Gebäuden scheint es auch schwierig ein einzelnes weiteres Gebäude zu bauen, welches architektonisch alle anderen bestehenden Gebäude in einem so großen Maße „überstrahlt“, wie es Leuchtturmbauten an anderen Universitäten vielleicht können. Deshalb ist der Ansatz, dem heutigen Campus identitätsstiftende Bauten hinzuzufügen ein anderer und erfüllt mehrere Funktionen. Aus der Analyse wurde deutlich, dass vor allem die räumliche Orientierung auf dem Campus schwierig ist und die Verknüpfung des Campus mit der Stadt verbesserungswürdig erscheint. Aus diesem Grund sind drei neue Hochhäuser an den jeweiligen Endpunkten der zentralen Promenaden, dem „Space of Centrality“, sowie dem gleichzeitigen Übergang zur Stadt, dem „Space of Connectivity“, vorgesehen. Zusammen mit dem bestehenden Telefunken-Hochhaus bilden sie ein weithin sichtbares Viereck und schaffen so einen unverwechselbaren Charakter für den Campus sowie für die City West. Aufgrund dieser Hochhäuser, die den zentralen Bereich und den Übergang zur Stadt akzentuieren und der bereits vorher erläuterten Schaffung von drei Raumkategorien, wird in diesem Entwurf daher auf ein gesondertes Leitsystem verzichtet.



Abb.54 Lageplan des Entwurfes AKUPUNKTUR © Gebhardt, Hipp, Mackensen, Rensing

5.3 Vorstellung und Reflexion der Entwurfsgruppe 3 - Johannes Hipp, Martin Gebhardt, Peter Mackensen, Larissa Rensing

5.3.1 Vision der Universität der Zukunft

Zu Beginn der Entwurfsphase haben wir zusätzlich zu unserer allgemeinen Forschungsfrage intern Leitfragen für uns definiert, die den roten Faden in unserem Entwurf bilden sollten:

1. Was unterscheidet diesen Campus als Universitätsstandort gegenüber anderen urbanen monofunktionalen Nicht-Wohn-Organismen (z.B. Krankenhausareal, Bürostadt, Kaserne)?
2. Was bedeutet es ein Campus zu sein, der einer technischen und einer künstlerischen Universität als Verortung dient - im Gegensatz z.B. zu einer eher geisteswissenschaftlich ausgerichteten Universität?
3. Was bedeutet es, einen Campus in Berlin weiterzuentwickeln; einer Stadt, die sich in ihrer Post-Teilungs-Ära wieder öffnet, mit dem Ziel, Europas cooles und freies Zentrum zu werden?

Anschließend haben wir eine Annäherung an das Campusareal Charlottenburg vorgenommen und folgende Fragen in unseren Entwurfsprozess integriert.

1. Welche Haltung wollen wir zu der gebauten Realität einnehmen?
2. Wie gehen wir mit der offensichtlichen Orientierungslosigkeit um?
3. Was bedeutet es, ein Ort für die junge Generation dieser Welt zu sein, ohne ins Utopische abzugleiten?

4. Inwiefern sind die Vorgaben aus dem AIV-Wettbewerb und die Festsetzungen des Masterplans City-West für uns maßgebend oder evtl. zu überdenken?
5. Was sind aktuell konkrete Vorhaben der TUB und was wären die realistischen Ausbauszenarien und Raumbedarfe der TUB und UdK?

Wir sind der Meinung, dass eine Universität ein Ort sein sollte, der jedem Studierenden flexibel Raum bietet, sich zu entfalten und eigenständig zu forschen. Dazu sollten eine zeitgemäße technische Ausstattung gegeben sein und vor allem Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt werden, die über die Nutzung als Seminarraum hinaus verwendet werden können. Wir wünschen uns eine nicht hierarchische Lehrstruktur als Hauptauftrag einer Universität. Dennoch sollte die Universität eine Institution sein, die den Menschen als Ganzes betrachtet, also nicht allein die Ausbildung der Studierenden in den Fokus nimmt. Für uns hat gerade eine Massenuniversität die Aufgabe, sich ihrer großen Studierendenzahl zu widmen und ihnen Orientierung zu geben. So sollten an einer zukunftsfähigen Universität mithilfe einer entsprechenden Campusgestaltung Gelegenheiten geboten werden, die das Sozialleben der Studierenden und UniversitätsmitarbeiterInnen fördern. Ein Campus soll beleben, ein Treffpunkt für Studierende sein, der vielleicht mal etwas laut ist, vielleicht mal ganz leise. Dazu wünschen wir uns einen kontrastreichen Campus, der ein Gegenteil zu den ernsthaften Bauten des Historismus und des Funktionalismus darstellt. Mit unserem nachfolgend vorgestellten Entwurf haben wir einen Versuch unternommen, unsere Vorstellungen einer zukunftsfähigen Universitäts- und Campusgestaltung umzusetzen und Antworten auf unsere Fragen zu geben.

5.3.2 Grundlegendes Konzept für die Entwicklung des Campus Charlottenburg

Unser Entwurf zielt darauf ab eine schnelle und prozesshafte Verbesserung vor Ort zu ermöglichen. Aktuell fehlt es uns an kleinteili-

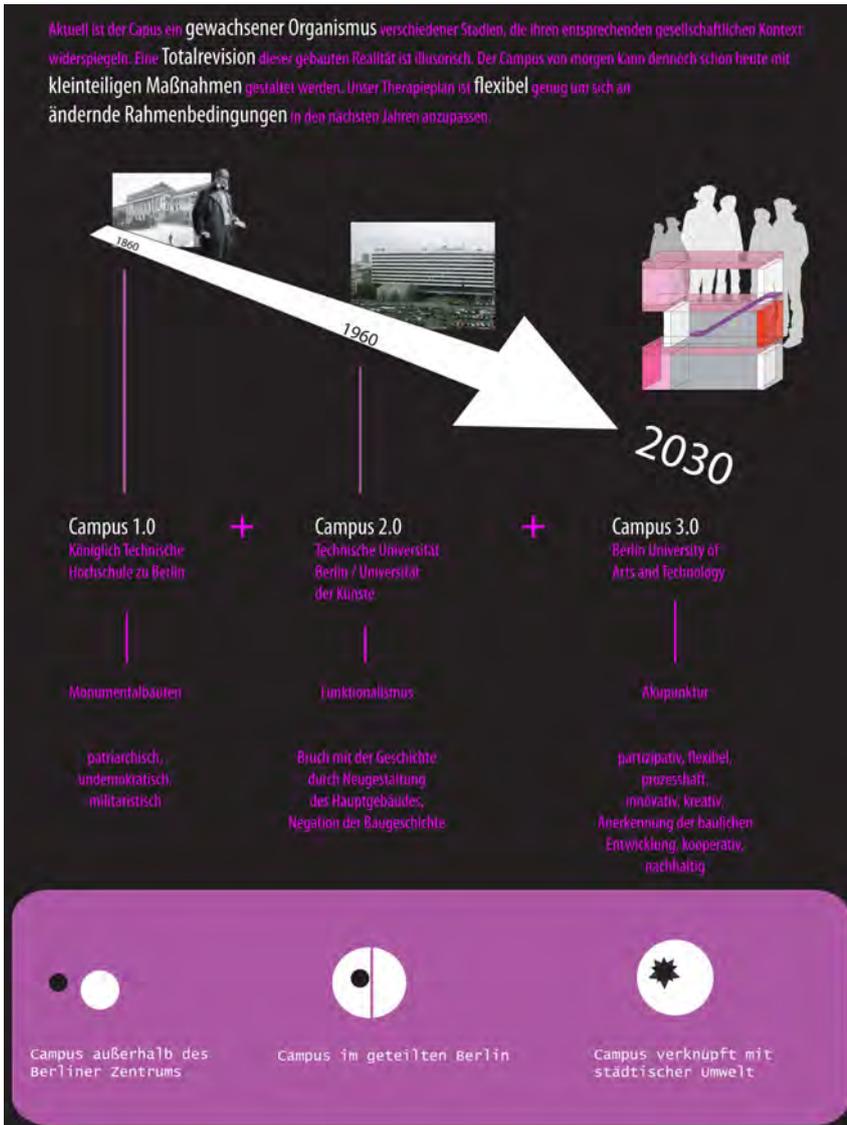


Abb.55 Der Campus im Epochenwandel und Zukunftsvision © Gebhardt, Hipp, Mackensen, Rensing

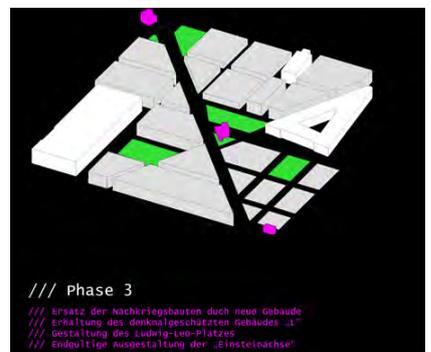
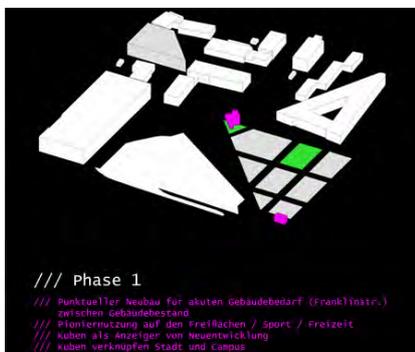


Abb.56 Entwicklungsphasen Ost-Campus © Gebhardt, Hipp, Mackensen, Rensing

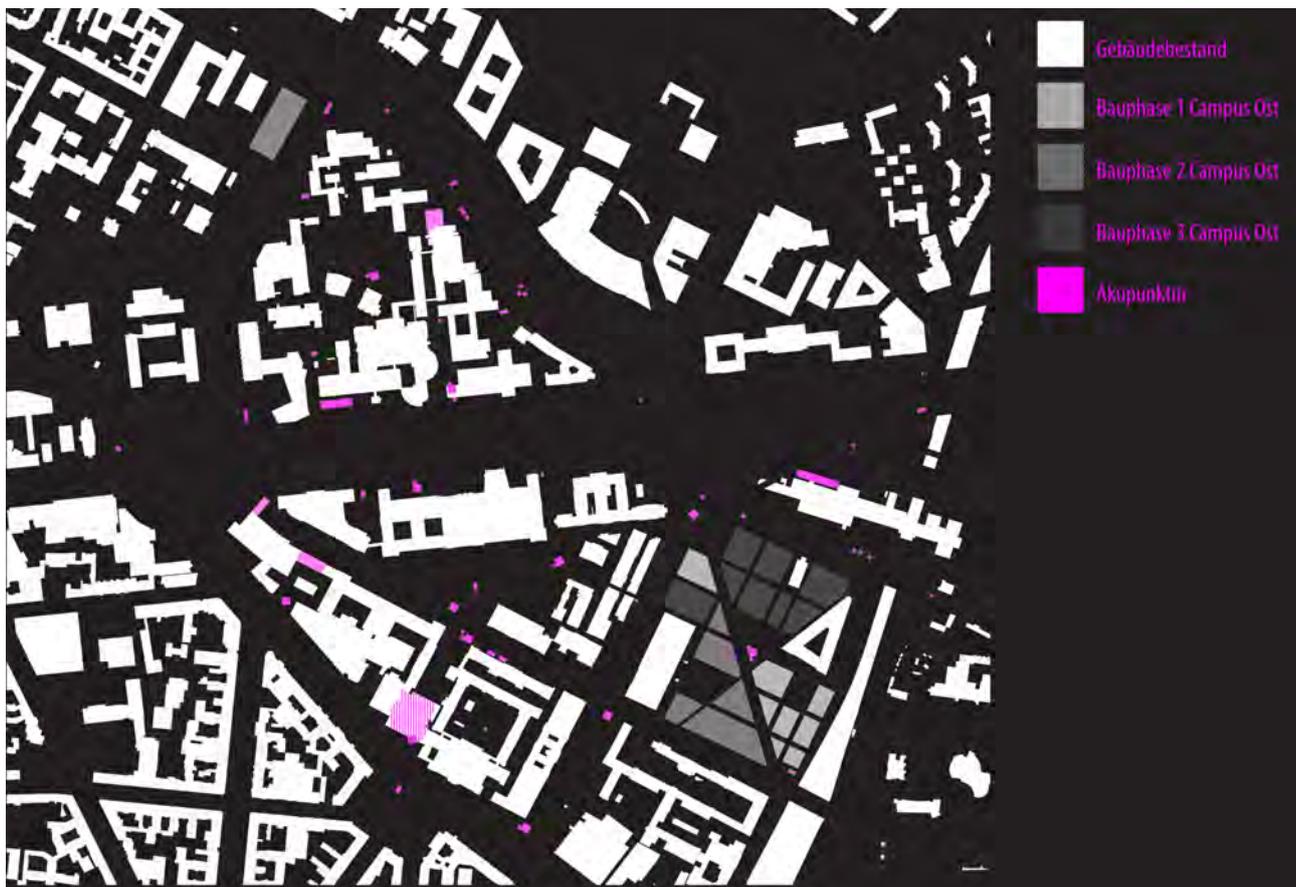


Abb.57 Weißplan der Eingriffe mit den prozessualen Bauphasen auf dem Ostcampus © Gebhardt, Hipp, Mackensen, Rensing

gen, niedrighschwelligem Handreichungen für die Akteure auf dem Campus: Schnelles Aufladen von Mensakarten, kleine Arbeitsräume, Rückzugsräume mit Stromanschluss, Informationen über aktuelle Lern- und Sonderveranstaltungen etc. Hieraus entstand die Idee der Kuben unter dem Motto „Akupunktur“. Eine zentrale Grundlage unseres Entwurfes bildet die Anerkennung des Campus Charlottenburg als ein Patchwork verschiedener universitärer Epochen, die ihren jeweiligen gesellschaftlichen Kontext widerspiegeln (siehe Abb. 55). Früh war in uns die Erkenntnis gereift, dass knappe finanzielle Mittel, die Vorgaben des Denkmalschutzes und das planerische Paradigma der Bestandsentwicklung einen Ansatz erfordern, der dieser gewachsenen Realität mit behutsamen Veränderungen neuen Wert verleiht.

Insgesamt wird der Kern unseres Entwurfes aus den flexibel nutzbaren Kuben, sorgfältigen Eingriffen im Gebäudebestand sowie einer prozesshaften Weiterentwicklung des Ostcampus gebildet (siehe Abb. 57). Die punktuellen Eingriffe sollen an jeden Stellen im Gebäudebestand vorgenommen werden, die aktuell Barrieren für einen harmonischen Übergang zwischen den einzelnen Campusteilen oder zwischen Campus und Umgebung darstellen. Mithilfe dieser konzeptuellen Grundlagen soll die Orientierung auf dem Campus erleichtert und das Gefühl eines zusammengehörigen Campus geschaffen werden. Um das gesamte Areal enger miteinander zu verflechten, streben wir eine stärkere Ausprägung zweier bereits bestehender Wegeverbindungen und die Konzipierung einer neuen



Abb.58 Kuben als vernetzte Leuchtpunkte © Gebhardt, Hipp, Mackensen, Rensing

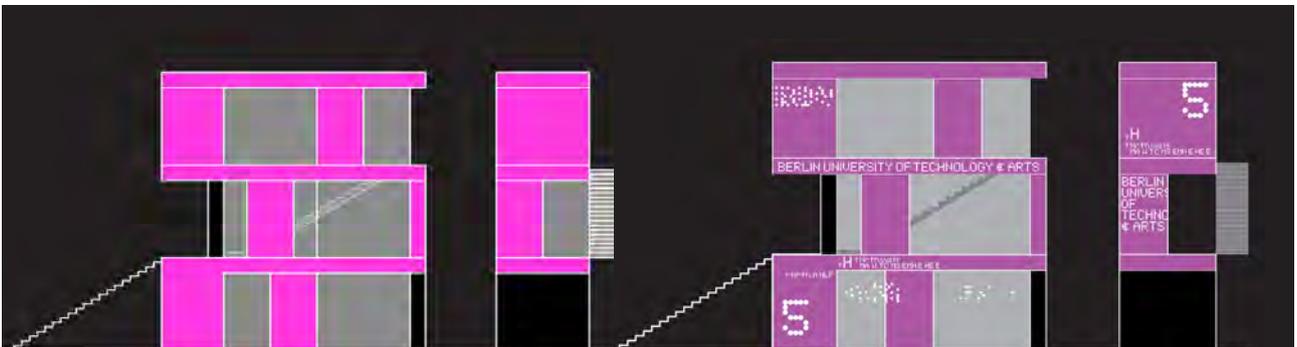


Abb.59 Schematische Darstellung der Kuben im modulhaften Aufbau © Gebhardt, Hipp, Mackensen, Rensing

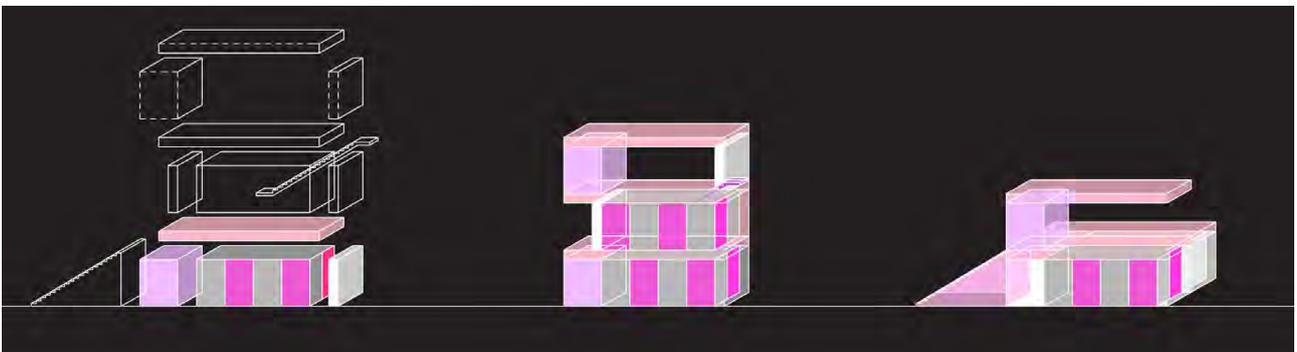


Abb.60 Schematische Darstellung der Kuben im modulhaften Aufbau © Gebhardt, Hipp, Mackensen, Rensing

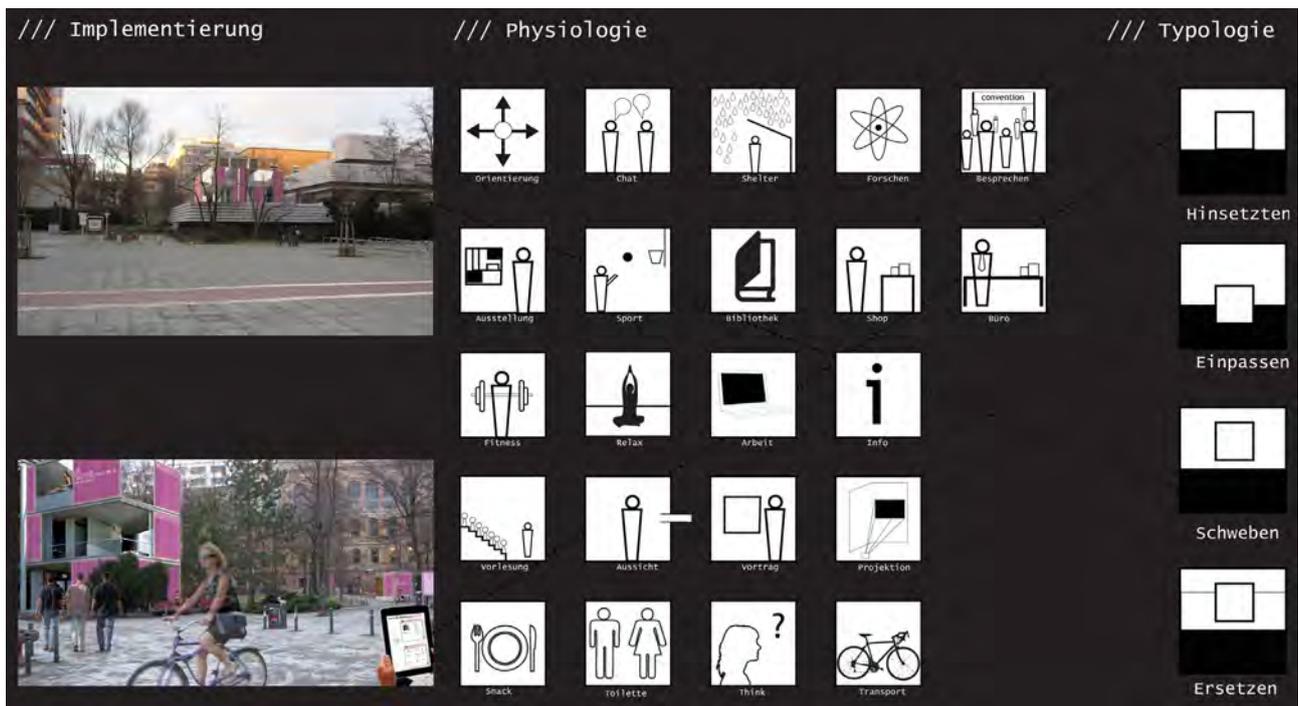


Abb.61 Flexible Nutzungs- und Implementierungsmöglichkeiten der Kuben © Gebhardt, Hipp, Mackensen, Rensing

Wegeverbindung an. Eine Besonderheit an unserem Entwurf ist die Entwicklung einer neuen Achse, die sich vom Einsteinufer kommend in südöstlicher Richtung über den Ostcampus bis zum Bahnhof Zoo zieht. Die drei Hauptwege vernetzen alle Teilbereiche des Campus, da sich pro Teilcampus zwei Achsen schneiden. Durch diese Schnittpunkte wird eine neue Zentralität geschaffen, die durch die Verbindung mit unserem Netz aus Kuben forciert wird.

Der Grundgedanke der Kuben ist es, flexibel ausgestaltbare Raumeinheiten für die unterschiedlichsten Bedarfe des Universitätsbetriebes auf dem gesamten Campusgelände einzurichten (siehe Abb. 61). Hiermit wollen wir unserer Vorstellung von einem zukunftsfähigen Campus, der mehr bietet als Hörsäle und Seminarräume, gerecht werden. Die für die Kuben vorgesehenen Grundstücke sind entlang der Hauptachsen, in der Nähe zu Stationen des ÖPNV oder an wichtigen Schnittstellen zwischen den Campusteilen lokalisiert. Somit fungieren sie als ein strukturbildendes Element, da sie durch ihr wiederholtes Vorkommen auf dem gesamten Areal zu einem

Anzeiger von Campuszugehörigkeit werden. Die miteinander kombinierbaren Module reichen von einem einzelnen Stadtmöbelstück, wie z.B. einer Informationssäule oder einem Mensacard-Automaten, bis hin zu großen, aus mehreren Modulen zusammengesetzten Raumeinheiten. Diese können z.B. als Gruppenarbeitsraum genutzt werden. Dadurch entsteht ein hierarchischer Aufbau der Raumeinheiten, aus welchem sich eine Leit- und Orientierungsfunktion ableiten lässt. So sind mehrere, miteinander kombinierte Raumeinheiten Zentralitätsanzeiger, während kleinere oder allein stehende Module Eingangssituationen oder Übergangsbereiche zwischen den Teilcampus markieren. Um das Areal gleichsam zu stärken, ist pro Teilcampus eine große Raumeinheit in der Funktion einer „Local Social Base“ vorgesehen. Hierin lassen sich z.B. ein offenes Campuscenter, ein Prüfungsamt, das die Studierenden nicht auf unpersönlichen Fluren warten lässt, ein Fitnessstudio etc. implementieren. (siehe Abb. 62)

Unsere Ideen für den Ostcampus entsprechen dem Motto der Akupunktur. Für die Entwicklung

des Ostcampus sind kurz-, mittel- und langfristige Planungsphasen vorgesehen. Da dieser Campusbereich nicht in einem Schritt bebaut wird, wollen wir diesen Raum für Pioniernutzungen, z.B. in Form von Sport- und Freizeitflächen, als Puffer zur Verfügung stellen. Erst im Zuge der mittel- und langfristigen Planung, die den Abriss vernachlässigter Gebäudesubstanz, die Ausrichtung neuer Bauflächen und die Definition öffentlichkeitswirksamer Plätze beinhaltet, wird sich die Ausprägung der Einsteinachse erschließen.

5.3.3 Entwurfsumsetzung und Begründung

Die Implementierung des Entwurfs „Akupunktur“ versteht sich, ebenso wie der Entwurf selbst, als partizipativer und kleinteiliger Prozess. Die innerhalb des Entwurfs entwickelten Ansätze sind dabei kontinuierlich zu überprüfen und die Nutzungen genauer zu definieren, um eine möglichst effiziente Umsetzung möglich zu machen. Die modularen Raumeinheiten sind für eine Implementierung auf dem gesamten Campusgelände gedacht und können, je nach vorgesehener Form und Nutzung, aus einem Baukastensystem kombiniert werden (siehe Abb. 58 und 60). Diese Flexibilität gewährleistet die prozesshafte Errichtung, Weiterentwicklung und Umnutzung der Kuben, sodass der jeweilige Bedarf an unterschiedlichsten Räumlichkeiten und Funktionen kurzfristig realisiert werden kann. Gewünschte Funktionen lassen sich somit kontinuierlich hinterfragen. Abgesehen von der Definition dreier Local Social Bases, der Verortung von geeigneten Grundstücken und dem Angebot verschiedener Module, wird die detailgetreue Kombination der verschiedenen Module den Studierenden und Dozierenden überlassen. Via die Einrichtung einer Partizipationshomepage können die wechselnden Bedarfe aufgefangen und Einfluss auf die Funktionalität der Raumeinheiten genommen werden. Dies entspricht unserem Grundgedanken einer nicht hierarchischen Lehr- und Forschungsatmosphäre.

Durch unsere punktuellen Eingriffe werden an bestimmten Stellen im Bestand positive Akzente

gesetzt, um neue Blickbeziehungen zu schaffen und den Wegefluss zu erleichtern. Dies betrifft z.B. den Durchbruch eines Gebäudeteils des Elektrotechnikgebäudes, den Abriss der Mauer der UdK und einen Gebäudedurchbruch des Instituts für Bergbau- und Hüttenwesen. Auch soll die Durchquerung des Hauptgebäudes durch ein Leitsystem optimiert werden. Die physische Verschachtelung des Campus lässt sich durch diese kleinen Eingriffe zwar nicht gänzlich auflösen, durch ein Wegeleitsystem insgesamt aber ordnen. Dies betrifft auch unsere Neuordnung der Grünflächen. Der Fokus unserer umzusetzenden Maßnahmen liegt insgesamt auf einem ganzheitlichen Ansatz für den gesamten bestehenden Campuskomplex (siehe Abb. 57). Eine komplette Neuplanung des östlichen Campusbereiches hat für uns zum aktuellen Zeitpunkt jedoch eine nachgeordnete Priorität.

Gemäß unserer Vision, das Ostgelände als integrativen Teil des Campus zu beplanen, haben wir zunächst Maßnahmen für eine Verbindung der drei unterschiedlichen Teilcampus vorgenommen. Hierfür sollen drei Hauptwegeverbindungen realisiert werden: Dies beinhaltet eine Nord-Süd-Verbindung, um die zwei bereits bestehenden Bereiche besser miteinander zu verbinden. Erforderlich sind hierfür eine Veränderung des Fahrbahnbelags der Straße des 17. Juni und eine Reduktion der Stellplätze entlang der Straße, um dessen Querung zu erleichtern. Die Hertzallee soll wieder ihren ehemaligen Wert erfahren, indem sie leicht begradigt und bis zum südlichen Ende des Ostcampus verlängert wird. Entlang der Allee sind z.B. öffentlichkeitswirksame Schaukästen zur Institutsdarstellung vorgesehen. Der neu zu schaffende Campusteil soll über die Hertzallee mit dem Hauptcampus sowie über die neu zu entwickelnde „Einsteinachse“ mit dem Nordcampus verknüpft werden. Die „Einsteinachse“ zwischen Bahnhof Zoo und Nordcampus soll das Rückgrat des langsam gedeihenden Ostcampus werden. Neue Gebäude sollen sich nach dieser Verbindung ausrichten, nachdem das Bibliotheksgebäude bedauerlicherweise beziehungslos auf dem Gelände



Abb.62 Beispielhafte Ansichten einer Local Social Base © Gebhardt, Hipp, Mackensen, Rensing

platziert wurde. Gemäß der Prämisse „Wichtig kommt zuerst“ soll bereits in der kurzfristigen Entwicklungsphase ein punktueller Neubau für die ehemalige Gebäudenutzung des Franklin-Gebäudes erfolgen (siehe Abb. 56). Auch soll es eine erste Installation einer visuellen Kubuseinheit auf der südöstlichen Ecke geben, um den Campus aus Richtung City West kommend zu eröffnen. Als verbessernde Maßnahmen schlagen wir hier zudem vor, das Bibliotheksgebäude in der Hinsicht zu modifizieren, dass es sowohl von der Vorder- als auch von der Hinterseite zu

betreten ist. Je nach Gebäudebedarf und finanzieller Situation von TUB und UdK soll die Bebauung des Ostgeländes in einem phasenhaften Prozess vervollständigt werden. Deshalb macht unser Entwurf, abgesehen von der Definition einer groben Struktur von Baufeldern entlang der Einsteinachse, der Lokalisierung von Kuben und der Planung eines Ludwig-Leo-Platzes gegenüber der Schleuseninsel gelegen, keinen detaillierten Vorschlag zur städtebaulichen Situation des östlichen Campusbereichs.

Insgesamt wird mit dem Gebäudebestand auf

dem gesamten Campus behutsam umgegangen, um die historische Entwicklung des Areals zu würdigen. Der Schwerpunkt unseres Entwurfs lag somit nicht auf der Entwicklung einer baulichen Neuordnung und Weiterentwicklung des Campus Charlottenburg, sondern in dem Versuch, die Strukturierung des Campus, und damit die Übersichtlichkeit des Areals zu verbessern. Statt eines „top-down“-Planungsansatzes ist ein partizipativer Prozess unter Einbeziehung aller TUB- und UdK-Angehörigen angedacht, der die Probleme der Universitäten besser zu lösen vermag als ein in einem Guss fertig konzipierter Ostcampus.

5.3.4 Reflexion des Entwurfes in Bezug auf Leuchtturmcharakter

Um unserem Motto der menschlichen Maßstäblichkeit und der chirurgischen Eingriffe treu zu bleiben, haben wir vollkommen auf den Entwurf markanter Leuchtturmbauten verzichtet. Wir sind der Meinung, dass eine Aufwertung und Vermarktung potentialträchtiger Gebäude, z.B. der Umlauftank auf der Schleuseninsel einen ressourcenschonenderen Weg darstellt, dem Campus neuen Wert zu verleihen. Das Gespräch mit dem Vertreter des Gebäudemanagements hat für uns zudem bestätigt, dass aktuell kein Bedarf an großformatigen Gebäuden besteht. Gemäß unserem auf Partizipationsprozesse angelegten Konzept wäre jedoch die Integration repräsentativer kleinteiligerer Module, die vielleicht das Ausmaß eines Gebäudeimplantates haben, durchaus denkbar. Zudem haben wir den Aufbau eines Wiedererkennungswertes für den Campus mithilfe eines Corporate Designs unterstützt. Auch wenn die Kuben in ihrem Ausmaß und ihrer Funktion differieren, bleiben die Grundstrukturen gleich (siehe Abb. 58 und 60). Der Campus kann sich gleichsam homogen und heterogen nach außen präsentieren. Die Kuben fungieren somit als identitätsstiftendes Element, da sie in einem partizipativen Prozess entwickelt werden. Zudem wird durch ihr wiederholtes Vorkommen der Eindruck eines zusammenhän-

genden Campus vermittelt (siehe Abb. 59). Dies kann einen entscheidenden Beitrag zu der aus Fachkreisen geforderten, gefestigten Positionierung von Campus und Universität beitragen. Des Weiteren haben wir für den Campus ein neues, in die Zukunft weisendes Logo inklusive eines Claims entwickelt. Es heißt „Berlin – University of Technology and Arts“. Dieses Motto drückt die im Theorieteil dieser Arbeit benannte Herausforderung einer internationalen Ausrichtung aus. Auch spiegelt sich in dem Motto „Akupunktur“ der Bedarf an einer flexiblen und schnell an neue Rahmenbedingungen anpassbare Campus- und Universitätseinrichtung wider. Diese Eigenschaften werden im Zuge einer schnelllebigen Gesellschaft immer wichtiger. Zudem proklamiert der Claim einen uns sinnvoll erscheinenden Zusammenschluss der aktuell noch zu wenig miteinander agierenden TUB und UdK.

Fazit und Ausblick

Da Universitäten eine bestimmte gesellschaftliche Rolle innehaben und an jeweils vorherrschende Gesellschaftsbilder geknüpft sind, verläuft die Entwicklung von Universitäten entsprechend den gesellschaftlichen Anforderungen, welche an die Universitäten herangetragen werden. Vor diesem Hintergrund ist die Herausbildung eines neuen Universitätstypus zu sehen, der mit dem Schlagwort „Unternehmerische Universität“ umschrieben werden kann. Dieser grenzt sich deutlich von früheren Universitätskonzepten, so dem Ideal von „Freiheit von Forschung und Lehre“ und „Gemeinschaft der Lernenden“ im frühen 19. Jahrhundert, den Ordinariuniversitäten in der Hoch- und Spätphase des industriellen Zeitalters als auch den Reformkonzepten der 1960er und 1970er Jahre, die im Zuge der Entwicklung der Universität zu einer Masseninstitution entstanden sind, ab. Hintergrund für die Entstehung der unternehmerischen Universität sind neue Rahmenbedingungen, die sich infolge von gesellschaftlichen und wirtschaftlichen (neoliberalen) Strukturveränderungen, der Globalisierung und dem Aufstieg der Ressource Wissen ergeben. Der Staat zieht sich in diesem Zusammenhang zunehmend aus seiner Verantwortung, wohlfahrtsstaatliche Leistungen zu erfüllen zurück, wovon auch die in ihrer Unterhaltung kostenintensiven Hochschulen betroffen sind. Finanziert werden häufig nur noch die Universitäten, die bestimmten Qualitäts- und Effizienzkriterien genügen. Zudem werden immer stärker nur die Forschungsbereiche gefördert, die über ein hohes Innovationspotential verfügen. Dabei handelt es sich weniger um sozial- und geisteswissenschaftliche Forschung als vielmehr um Forschung in technischen Bereichen. Neben der Eigenfinanzierung der Länder ist das Förderprogramm der Exzellenzinitiative ein wesentliches Element des gegenwärtigen Verteilungssystems zur Finanzierung der Hochschulen. Hier kommen wenige universitäre Einrichtungen in den Genuss, umfangreiche Gelder zu beziehen. Dies allerdings nur unter der Voraussetzung, dass die jeweils zugrunde liegenden Zukunftskonzepte von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dem Wissenschaftsrat als förderwürdig betrach-

tet werden. In der Konsequenz sind die Hochschulen darauf angewiesen, die dringend benötigten Gelder aus anderen Quellen zu beziehen, etwa in Form der Einwerbung von Drittmitteln. Zu den Veränderungen auf der nationalen Ebene kommt hinzu, dass Wissenschaft zunehmend auf globaler Ebene stattfindet. Universitäten müssen sich jetzt auch gegen Hochschulen aus Asien und Amerika behaupten. Der Bologna-Prozess ist eine Antwort auf diese Tendenz. Die angestrebte Vereinheitlichung der Studienabschlüsse in Europa zielt darauf ab, einen überall vergleichbaren Bezugsrahmen herzustellen, um die Universitäten anhand messbarer Kriterien (z.B. Evaluationsverfahren) zu bewerten.

Die geschilderten Veränderungen der Rahmenbedingungen führen dazu, dass die Universitäten in einem globalen Wettbewerb um Gelder, Ressourcen und kluge Köpfe gegeneinander antreten. Um in dieser Situation zu bestehen, richten sich die Hochschulen neu aus und entwickeln sich zu unternehmensähnlichen Organisationen, die nach betriebswirtschaftlichen Maßstäben gesteuert werden. Damit werden auch neue Anforderungen an die bauliche Entwicklung gestellt, die sich deutlich von früheren Anforderungen unterscheiden. Die Universitätsbauten des 19. Jahrhunderts waren in die Städte integriert und konnten dort ihren Repräsentationsanspruch durch monumentale Bauten verdeutlichen. Dies änderte sich mit der Ausdifferenzierung der Wissenschaften, infolge derer erste Standortveränderungen an die Ränder der Städte durchgeführt wurden. Die Entstehung des Campus Charlottenburg ist in diesem Kontext als Beispiel von Wissenssuburbanisierung anzuführen. Bedingt durch die Entstehung der Massenuniversitäten in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts erschien Reformierung und Neugründung von Universitäten als besonders dringliche Aufgabe. Die Neugründungen wurden auf der grünen Wiese durchgeführt, zeichnen sich durch ihren gleichzeitig monolithischen sowie introvertierten Charakter aus und grenzen sich von der Stadt ab. Im Zuge der Neoliberalisierung, dem Kampf um die klugen Köpfe und Ressourcen sucht die unternehmerische Universität wieder die Nähe zur Stadt, jetzt aber aufgrund des komplexen Beziehungsgeflechtes zu ansässigen Wirtschaftsunternehmen, der Politik sowie

der Studierenden und arbeitenden Bevölkerung. Zugleich versuchen die Universitäten ihre neue Ausrichtung im ihnen verordneten Wettbewerb in Form von zum Teil spektakulären Bauten, welche von namhaften Architekten entworfen werden, auch im Stadtbild zu visualisieren.

Die städtebaulichen Entwürfe, die im Rahmen des Schinkel-Wettbewerbs angefertigt wurden, setzen sich mit den geschilderten Veränderungen im Hochschulwesen auseinander und suchen demgegenüber eine eigene Position zu beziehen. Elite- oder Massenuniversität? Eine Universität mit starker internationaler Strahlkraft? Eine Universität mit hohem Innovationspotential? Eine Universität, in welcher nur die Forschung, aber nicht die Studierenden zählen? Eine Universität, die sich ihrer gesellschaftlichen Verantwortung bewusst wird, ohne von Geldgebern aus der Wirtschaft abhängig zu sein? Eine (noch mehr) unterfinanzierte Universität? Der schwierige Rahmen, innerhalb dem sich eine Universität heutzutage bewegt, stellt dabei eine große Herausforderung für die Entwurfsarbeit dar.

Die angefertigten Entwürfe fokussieren diese Fragestellung: Braucht die TUB Leuchttürme der Wissenschaft? Und wenn ja, wie lassen sich diese in die historisch gewachsene städtebaulich-architektonische Gestalt der TUB integrieren, beziehungsweise welche Funktion erfüllen sie. Die drei Entwürfe geben unterschiedliche Antworten auf diese Frage. Die Antwort im Entwurf Quinta Essentia ist ganz klar: „Ja wir brauchen Leuchttürme“. Diese sollten aber auch von den Studierenden zum Arbeiten oder Entspannen genutzt werden können. Die TUB braucht sie deswegen, um die vorhandene Tristesse auf dem Campus zu beenden und um den TU-Angehörigen Anhaltspunkte für die Identifikation mit ihrer Universität zu bieten. Gleichzeitig stellen sie Alleinstellungsmerkmale der TU dar, mit der sie im Wettbewerb der Universitäten punkten kann. Nicht zuletzt bilden sie markante Orientierungspunkte nicht nur auf dem Campus, sondern in der ganzen City-West. Der Entwurf Linking TU setzt auf die Notwendigkeit moderner Campusbauten, die für die Studierenden wichtige Funktionen erfüllen. Sie dienen nicht nur der Repräsentation nach außen, sondern sorgen durch integrierte Arbeitsräume, die von den Studierenden individuell angeeignet

werden können, auch für konkrete Verbesserung der Studienbedingungen an der TUB. Der Entwurf Akupunktur – Berlin University of Technology and Arts kommt ohne Leuchttürme aus. Hier wird der Ansatz kleiner, gezielter Eingriffe im Sinne einer Akupunktur verfolgt. Vielmehr bieten partizipativ entwickelte Raumeinheiten Möglichkeiten, um der TUB ein unverwechselbares Image zu geben.

Mit den drei vorgestellten Beiträgen zum AIV-Schinkel-Wettbewerb wurden Vorschläge gemacht, wie sich Campuserwicklung zukünftig vollziehen kann. Mit Blick auf die gesamte Entwicklung der deutschen Hochschullandschaft bleibt dennoch abzuwarten, wie sich die Universitäten in Zukunft entwickeln werden. Derzeit scheint immer noch alles auf die weitere Ausdifferenzierung in wenige Exzellenzuniversitäten und viele unterfinanzierte Hochschulen hinauszulaufen. Wie wird sich damit zusammenhängend die bauliche Entwicklung der Universitäten zukünftig vollziehen? Die ersten Neubauten sind schon fertig gestellt oder befinden sich im Bau, vermutlich befinden sich viele weitere in der Planung. Daher sei ausblickend kritisch gefragt, ob durch die neuen Leuchttürme der Wissenschaft nicht der eigentlichen Auftrag einer Universität, nämlich Forschung und Lehre, in Vergessenheit gerät? Was nützt ein schicker Campus, wenn Forschung und Lehre allenfalls mittelmäßig sind? Entscheidend sollte ein stimmiges Konzept sein, in dem qualitativ hochwertige Lehre den gleichen Stellenwert hat wie qualitativ hochwertige Forschung.

Vor dem Hintergrund des zunehmenden Stellenwertes der Wissenschaft als Standortfaktor für die Städte, wird die Campuserwicklung in Relation zur Stadtentwicklung ein wichtiges Aufgabefeld in der Stadtforschung und Planungspraxis bleiben. Für die weitere sowohl wissenschaftliche als auch praktische Auseinandersetzung mit den Strategien der baulichen Entwicklung der unternehmerischen Universität würde es sich daher lohnen, geplante oder schon fertig gestellte Campusareale einer vergleichenden Analyse zu unterziehen um sie anschließend hinsichtlich ihrer gegenwärtigen aber auch zukünftigen Funktion für Forschung und Lehre sowie ihres Beitrages für eine nachhaltige Stadt- und Universitätsentwicklung zu untersuchen.

Literatur- und Quellenverzeichnis

- Adam, H. (2005): Gestalt und Gestaltlosigkeit. In: archithese. H. 2, S. 68-73
- Allgemeiner Studierendenausschuss der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn (Asta Bonn) (o.J.): Finanzierung der Hochschulen. Online unter: http://www.asta-bonn.de/Finanzierung_der_Hochschulen (zuletzt abgerufen am 18.05.2012)
- Architekten und Ingenieursverein zu Berlin e.V. (AIV Berlin) (2010): AIV-Schinkel-Wettbewerb 2011. Science-City – die unbedingte Universität. Ausschreibung zum 156. Wettbewerb. Berlin
- Baum, A., C. Brachmann, K. Straub, G. Unger u. S. Witt (1999): Der erfolgreiche Aufstieg der jungen Hochschule: Eine Hundertjahrfeier und die erste bauliche Expansion nach kaum zwanzigjährigem Bestehen. In: Brachmann, C. u. R. Suckale (Hrsg.): Die Technische Universität Berlin und ihre Bauten: Ein Rundgang durch zwei Jahrhunderte Architektur- und Hochschulgeschichte. Berlin, S. 77-94
- Berger, A. (2008): Unternehmen Universität - Universität unternehmen. In: Siebenhaar, K. (Hrsg.): Unternehmen Universität. Wissenschaft und Wirtschaft im Dialog. Wiesbaden, S. 37-46
- Bielefeld Marketing GmbH (o.J. a): Leitbild der Interdisziplinarität. Online unter: <http://www.campus-bielefeld.de/universitaet-bielefeld/> (zuletzt abgerufen am 04.07.2012)
- Bielefeld Marketing GmbH (o.J. b): Das Zukunftsprojekt. Online unter: <http://www.campus-bielefeld.de/campus-bielefeld-2025/> (zuletzt abgerufen am 04.07.2012)
- Bielefeld Marketing GmbH (o.J. c): Fragen und Antworten. Online unter: <http://www.campus-bielefeld.de/fragen-antworten/> (zuletzt abgerufen am 04.07.2012)
- Bodenschatz, H. (2003): TU Berlin - Aschenputtel in der Innenstadt? In: Jessen, J. (Hrsg.): Schwerpunkt: Stadt und Universität. Stuttgart, S. 67-77 (= Die Alte Stadt, Bd. 30)
- Bollé, M. u. D. Hundertmark (2004): Universitäten nach 1945. In: Architekten und Ingenieursverein zu Berlin (AIV Berlin) (Hrsg.): Berlin und seine Bauten. Teil V. Band B Hochschulen. Petersberg, S. 64-121
- Brachmann, C., T. Kuttner, C. Vollmers u. S. Witt (1999a): Die Gründung der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg und ihre Anlage am „Knie“. In: Brachmann, C. u. R. Suckale (Hrsg.): Die Technische Universität Berlin und ihre Bauten: Ein Rundgang durch zwei Jahrhunderte Architektur- und Hochschulgeschichte. Berlin, S. 40-76
- Brachmann, C., M. Burschart, R. Dorn u. T. Kuttner (1999b): Der Zusammenbruch, die Neugründung als „Technische Universität Berlin“ 1946 und der Wiederaufbau. In: Brachmann, C. u. R. Suckale (Hrsg.): Die Technische Universität Berlin und ihre Bauten: Ein Rundgang durch zwei Jahrhunderte Architektur- und Hochschulgeschichte. Berlin, S. 111-118
- Butterwegge, C. (2007): Rechtfertigungen, Maßnahmen und Folgen einer neoliberalen (Sozial-)Politik. In: Butterwegge, C., Lösch, B. u. R. Ptak (Hrsg.): Kritik des Neoliberalismus. Unter Mitarbeit von Tim Engartner. Wiesbaden, S. 136-219
- Castells, M. (2000): The Information Age: Economy, Society and Culture. Volume 1. The rise of the network society. Second edition. Oxford
- Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) (2011): Zukunftskonzepte zum projektbezogenen Ausbau der universitären Spitzenförderung. Online unter: <http://www.dfg.de/foerderung/programme/exzellenzinitiative/zukunftskonzepte/index.html> (zuletzt abgerufen am 22.06.2012)

- Dörre, K. u. M. Neis (2010): Das Dilemma der unternehmerischen Universität. Hochschulen zwischen Wissensproduktion und Marktzwang. Düsseldorf
- Ehrenberg, C. (2005): Anmerkungen zur Situation von Hochschulbildung und -forschung in Deutschland. In: Fisch, R. u. S. Koch (Hrsg.): Neue Steuerung von Bildung und Wissenschaft. Schule - Hochschule . Forschung. Bonn, S. 81-94
- Ellwein, T. (1985): Die deutsche Universität – vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Königstein
- Förster, C.H. (2009): Metamorphosen eines Universitätsgebäudes. Miszellen zur Bau- und Sozialgeschichte der Technischen Universität Berlin. In: Rieseberg, H.J. (Hrsg.): 125 Jahre Hauptgebäude der TU Berlin - Spannung zwischen Tradition und Nachkriegsmoderne. Berlin, S. 22-35
- Gabler Verlag (Hrsg.) (o.J.): Gabler Wirtschaftslexikon, Stichwort: New Public Management (NPM). Online unter: <http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Definition/new-public-management-npm.html> (zuletzt abgerufen am 27.04.2012)
- Goldschmidt, D. (1991): Die gesellschaftliche Herausforderung der Universität: Historische Analysen, internationale Vergleiche, globale Perspektiven. Weinheim
- Hoeger, K. (2009): Unternehmen, Universitäten und die Stadt: Der Campus als Motor für Kreativität, Innovation und Urbanität. In: Kulturkreis der deutschen Wirtschaft (Hrsg.): Transformation (Vom Werk im Wedding zum globalen Pharmaquartier Berlin) Architekturwettbewerb 2009. Berlin, S. 76-93
- Hoffacker, W. (2000): Die Universität des 21. Jahrhunderts. Dienstleistungsunternehmen oder öffentliche Einrichtung? Neuwied
- Hüfner, K. (1986): Hochkonjunktur und Flaute: Bildungspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart
- Iselt, K. u. G. Lupfer (2010): Im Schatten des Bauhauses. Moderne Hochschulbauten der 1920er und 1930er Jahre. In: Beuckers, K.G. (Hrsg.): Architektur für Forschung und Lehre, Universität als Bauaufgabe. Kiel, S. 175-192
- Jaraus, K. H. (1984): Deutsche Studenten 1800-1970. Frankfurt am Main
- Jessen, J. (2003): Stadt und Universität – Editorial. In: Jessen, J. (Hrsg.): Schwerpunkt: Stadt und Universität. Stuttgart, S. 1-6 (= Die Alte Stadt, Bd. 30)
- Jessen, J. (2004): Neue Universitäten als Städtebauexperimente. In: Iggers, G., D. Schott, H.H. Seidler u. M. Toyka-Seid (Hrsg.): Hochschule-Geschichte-Stadt. Festschrift für Helmut Böhme. Darmstadt, S. 364-374
- Klug, H. (2008): Herausforderungen an das Informationsmanagement einer Hochschule. In: Hochschulmanagement (HM), Zeitschrift für die Leitung, Entwicklung und Selbstverwaltung von Hochschulen und Wissenschaftseinrichtungen. H. 1, S. 17 -22
- Knobloch, C. (2010): Wir sind doch nicht blöd! Die unternehmerische Hochschule. Münster
- Koblitz, A. (2005): Glanz und Pathos im deutschen Armenhaus. Luftig und spektakulär: Die neue Bibliothek der Universität Cottbus, entworfen von Herzog de Meuron. In: Welt am Sonntag, Ausgabe vom 13.02.2005
- Koch, H.-A. (2008): Die Universität – Geschichte einer europäischen Institution. Darmstadt
- Kohler, M. u. J. Pietsch (2008): Campus als Kulturlandschaft. In: Garten + Landschaft. H. 8, S. 8
- Leuphana Universität Lüneburg (2010): Künstlerische Gestaltung. Online unter: <http://dev.leuphana.de/campusentwicklung/kuenstlerische-gestaltung.html> (zuletzt abgerufen am: 06.05.2012)

- Maeße, J. (2010): Die vielen Stimmen des Bologna-Prozesses. Zur diskursiven Logik eines bildungspolitischen Programms. Bielefeld
- Muthesius, S. (2003): Die Nachkriegsuniversität: „Stadt“ vor der Stadt. In: Jessen, J. (Hrsg.): Schwerpunkt: Stadt und Universität. Stuttgart, S. 20-31 (= Die Alte Stadt, Bd. 30)
- Nägelke, H.-D. (1998): Gelehrte Gemeinschaft und wissenschaftlicher Großbetrieb: Hochschulbau als Spiegel von Wissenschaftsidee und -praxis im 19. und frühen 20. Jahrhundert. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte. H. 2-3, S. 103-114
- Nägelke, H.-D. (2004): Hochschulen 1871 – 1945. Die Königlich Technische Hochschule. In: Architekten und Ingenieursverein zu Berlin (AIV Berlin) (Hrsg.): Berlin und seine Bauten. Teil V. Band B Hochschulen. Petersberg, S. 28–63
- Reckenfelderbäumer, M. u. S.S. Kim (2006): Strategisches Hochschulmarketing – Einflussfaktoren und Entscheidungsbereiche. In: Voss, R. u. T. Gruber (Hrsg.): Hochschulmarketing. Lohmar, Köln, S. 1–24
- Regenthal, G. (2009): Ganzheitliche Identität. Profilierung von Identität und Image. 2. Aufl. Wiesbaden
- Rieseberg, H.J. (2009): Kontinuität und Wandel. Zur baulichen Veränderung eines großen, preußischen Gebäudes. In: Rieseberg, H.J. (Hrsg.): 125 Jahre Hauptgebäude der TU Berlin – Spannung zwischen Tradition und Nachkriegsmoderne. Berlin, S. 40-49
- Rüegg, W. (2010): Themen, Probleme, Erkenntnisse In: Rüegg, W. (Hrsg.): Geschichte der Universität in Europa – Band IV: Vom zweiten Weltkrieg bis zum Ende des zwanzigsten Jahrhunderts. München
- Rüegg, W. u. J. Sadlak (2010): Die Hochschulträger In: Rüegg, W. (Hrsg.): Geschichte der Universität in Europa – Band IV: Vom zweiten Weltkrieg bis zum Ende des zwanzigsten Jahrhunderts. München
- Schimank, U. u. M. Winnes (2001): Jenseits von Humboldt? Muster und Entwicklungspfade des Verhältnisses von Forschung und Lehre in verschiedenen europäischen Hochschulsystemen. In: Schimank U. u. E. Stölting (Hrsg.): Die Krise der Universitäten. Wiesbaden, S. 295-325
- Schramm, J. (2002): Universitätsreform zwischen Liberalismus und staatlichem Dirigismus. Frankfurt am Main
- Senatskanzlei Berlin (2011): Pressemitteilungen des Landes Berlin. Wissenschaft. Leistungs-basierte Hochschulfinanzierung. Online unter: <http://www.berlin.de/landespressestelle/archiv/2010/03/03/157622/> [zuletzt abgerufen am 10.04.2012]
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (SenStadt) (Hrsg.) (2009): Leitlinien für die City West. Leitlinien und Projekte. Berlin
- Statistisches Bundesamt (2012): Studierende - Tabellen zu Bildung und Forschung: Studierende insgesamt und Studierende Deutsche nach Geschlecht. Lange Reihen mit Jahresergebnisse ab 1975. Originalwerte und Veränderungsraten. Online unter: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/Indikatoren/LangeReihen/Bildung/lrbil01.html;jsessionid=91C4AF58A75F7ED53E35417309E21C1C.cae2> [zuletzt abgerufen am 06.05.2012]
- Statistisches Bundesamt (2010): Bildung und Kultur. Finanzen der Hochschulen. Wiesbaden (= Fachserie 11, Reihe 4,5)
- Stichweh, S. (2007): Die Universität in der Wissensgesellschaft – Wissensbegriffe und Umweltbeziehungen der modernen Universität. Online unter: http://www.unilu.ch/deu/prof._dr._rudolf_stichwehpublikationen_38043.html [zuletzt abgerufen am 02.07.2012]
- Tanneberger, S. (2003): Das Informations-, Kommunikations- und Medienzentrum (IKMZ) der Bran-

denburgischen Technischen Universität Cottbus. In: Bibliothek. H. 1/2, S. 69-71

Technische Universität Berlin (TUB) (2011): Strategiepapier des Präsidiums der TU Berlin. Online unter: www.tu-berlin.de/?id=112180 (zuletzt abgerufen am 01.04.2012)

Pätzold, P. (2011): Mit neuer Fassade. In: TU Intern. Die Hochschulzeitung der Technischen Universität Berlin. H. 1, S. 3

Pätzold, P. (2009): Bauen in Wettlauf mit der Zeit. In: TU Intern. Die Hochschulzeitung der Technischen Universität Berlin. H. 4, S. 2

Turner, G. (1995): Hochschulpolitik – Bilanz der Reformen und Perspektiven. Asendorf (= Blaue aktuelle Reihe, Bd. 30)

Wissenschaftsrat (WR) (2011): Exzellenzinitiative. Online unter: <http://www.wissenschaftsrat.de/arbeitsbereiche-arbeitsprogramm/exzellenzinitiative/> (zuletzt abgerufen am 21.04.2012)

Zick, W., A. Richter u. U. Meyer-Brunswick (2003): Gemeinsamer Neubau der Universitätsbibliotheken der TU-Berlin und der Bibliothek der Universität der Künste Berlin (UdK). In: Bibliothek. Forschung und Praxis. H.1, S. 65–68

Abbildungsquellen

Titelbild: Architekten und Ingenieursverein zu Berlin e.V. (AIV Berlin) (2010): Fotomontage für die Ausschreibung zum 156. AIV-Schinkel-Wettbewerb 2011. Science-City – die unbedingte Universität.

Abb. 2: Technische Universität München (o.J.): Geschichte der Mathematik an der Technischen Hochschule München. Online unter: <http://www.ma.tum.de/Studium/Broschuere99/GeschichteB99> (zuletzt abgerufen am 19.05.2012)

Abb. 3: Architekturmuseum der Technischen Universität Berlin (o.J.): Entwurf zu einer polytechnischen Universität zu Berlin. Allgemeiner Situationsplan.

Abb. 4: Technische Universität Berlin (o.J.): Hauptgebäude der Technischen Hochschule Berlin. Online unter: <http://www.pressestelle.tu-berlin.de/fileadmin/a70100710/Fotos/Pressestellenarchiv/hauptgebaeude4.jpg> (zuletzt abgerufen am 19.05.2012)

Abb. 7: Technische Universität Berlin (o.J.): Das zerstörte Hauptgebäude nach dem zweiten Weltkrieg. Online unter: http://www.pressestelle.tu-berlin.de/fileadmin/a70100710/Fotos/Pressestellenarchiv/Das_zerst_rtes_Hauptgeb_ude_nach_dem_Zweiten_Weltkrieg.___Universit_tsarchiv.jpg (zuletzt abgerufen am 19.05.2012)

Abb. 8: Eigene Darstellung nach den Daten des Statistischen Bundesamtes (2012): Studierende. Online unter: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/Indikatoren/LangeReihen/Bildung/lrbil01.html;jsessionid=91C4AF58A75F7ED53E35417309E21C1C.cae2> (zuletzt abgerufen am 19.05.2012)

Abb. 9: Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW / Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatl. Bauamt Bochum 02 (o.J.): Neugründungen und Erweiterungen von Universitäten, wie die Ruhr-Universität Bochum, wurden häufig auf der grünen Wiese durchgeführt.

Abb. 13: Technische Universität Berlin / Böck (o.J.): Hauptgebäude TU Berlin. Online unter: http://www.tuberlin.de/fileadmin/a70100710/Fotos/Pressestellenarchiv/Hauptgebaeude1_TUBerlin.jpg (zuletzt abgerufen am 19.05.2012)

Abb. 14: Architekturmuseum Technische Universität Berlin (o.J.): Fotomontage aus Architekturzeichnungen.

Abb. 16: Leuphana Universität Lüneburg (2012): Das zukünftige Zentralgebäude. Online unter: <http://www.leuphana.de/campus/entwicklung.html> (zuletzt abgerufen am 19.05.2012)

Abb. 17: Brandenburgische Technische Universität Cottbus, Informations-, Kommunikations- & Medienzentrum (2012): IKMZ. Informations-, Kommunikations- und Medienzentrum. Online unter: <http://www.tu-cottbus.de/einrichtungen/de/ikmz/> (zuletzt abgerufen am 03.07.2012)

Abb. 18: Campus Bielefeld (o.J.): Forschungsbau Intelligente Interaktive Systeme. Online unter: <http://www.campus-bielefeld.de/campus-bielefeld-2025/foto-video/> (zuletzt abgerufen am 03.07.2012)

Abb. 21: UCCW / Tibbe (2009): Masterplan Uni Campus City West. Strukturplan. Online unter: http://www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/stadtplanerische_konzepte/leitbild_city_west/downloads/masterplan_uccw_strukturplan.pdf (zuletzt abgerufen am 20.05.2012)

Abb. 22: UCCW / Tibbe (2009): Masterplan Uni Campus City West Lageplan zum städtebaulichen Gesamtkonzept. Online unter: http://www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/stadtplanerische_konzepte/leitbild_city_west/downloads/masterplan_uccw_lageplan_staedtebauliches_konzept.pdf (zuletzt abgerufen am 20.05.2012)

Sofern nicht weiter gekennzeichnet, handelt es sich bei den Bildern um eigene Aufnahmen.

**Weitere Publikationen aus dem
Institut für Stadt- und
Regionalplanung**



Nr. 77

Ragna Körby & Tobias Kurtz

Das Parlament der Visionen

Entwurf für einen partizipativen Stadtplanungsprozess

Kann Bürgerbeteiligung Spaß machen? Bring Beteiligung in der Stadtplanung überhaupt was? Erreicht man immer nur die gleichen Leute? Machen Politik und Verwaltung am Ende doch nur das, was sie für richtig halten? Bürgerbeteiligung ist aktuell ein stark strapazierter Begriff. Alle wollen sie, weil sie eine stärkere Legitimation für die Entscheidungsträger und eine Annäherung zwischen Politik und Bürgern verspricht aber keiner weiß so genau, wie das gehen soll. Die etablierten Formate der Beteiligung werden zunehmend in Frage gestellt, formalisierbare neue Methoden sind rar. Das Parlament der Visionen ist eine Annäherung an dieses Feld mit dem Ziel, Stadtplanung mit anderen Mitteln zu kommunizieren, anders darüber zu reden und vor allem, die dahinter liegenden Vorstellungen von einer guten und richtigen Stadtentwicklung offen zu diskutieren.

2012, 146 S., ISBN 978-3-7983-2415-2

14,90 €



Nr. 76

Sylvia Butenschön (Hrsg.)

Frühe Baumschulen in Deutschland

Zum Nutzen, zur Zierde und zum Besten des Landes

Ein zunehmendes Interesse an ausländischen Gehölzen, die Beschäftigung mit der Pomologie und die Verbreitung des Landschaftsgartens führten in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts zur Gründung zahlreicher Baumschulen in Deutschland, über die bislang wenig bekannt ist. Dieser Tagungsband gibt einen Einblick in das Forschungsfeld der frühen Baumschulen. Die Beiträge behandeln die Entstehung der verschiedenen Typen von Baumschulen im Überblick sowie die theoretischen Anforderungen an ihre Organisation und Gestaltung. Als ausgewählte Beispiele werden Anlagen in Hannover, Kassel, Harbke, Schwöbber, Hamburg und Eldena im Detail vorgestellt.

2012, 195 S., ISBN 978-3-7983-2414-5

14,90 €



Nr. 75

Michael König

Regionalstadt Frankfurt

Ein Konzept nach 100 Jahren Stadt-Umland-Diskurs in Berlin, Hannover und Frankfurt am Main

Die Suburbanisierung führt in Großstadtreionen zu erheblichen Stadt-Umland-Problemen, die erforderliche regionale Koordination scheitert aber meist an politischen Widerständen. Diese Arbeit untersucht die Probleme, Konflikte und Lösungen, mit dem Ergebnis, dass Großstadtreionen in einer Gebietskörperschaft existent werden müssen. Drei solcher Vereinigungsprojekte (Berlin 1920, Frankfurt 1971, Hannover 2001) werden vorgestellt und der politische Wille der Landesregierung als entscheidender Faktor identifiziert. Aus den Fallbeispielen wird ein Entwurf für eine vereinte Stadtregion Frankfurt abgeleitet. Denn nur durch innere Befriedung und staatliche Unterstützung kann die Region ihre Energien auf den internationalen Metropolenwettbewerb konzentrieren.

2009, 224 S., ISBN 978-3-7983-2114-4

12,90 €



Nr. 74

Mathias Güthling

Innerstädtische Brachflächen

Untersuchungen zur Umgestaltung von innerstädtischen Bahnflächen am Beispiel des Reichsbahnausbesserungswerkes Potsdam

Obwohl flächenhafte Bahnliegenschaften weit verbreitet als Potenziale der Stadtentwicklung gelten, haben zahlreiche Kommunen Schwierigkeiten bei der Umstrukturierung ehemaliger Ausbesserungswerke. Diese sind aufgrund ihrer früheren Nutzung und der zugehörigen Bebauungsstruktur gegenüber anderen entbehrlichen Bahnflächen von besonderer Charakteristik. Die vorliegende Arbeit untersucht, ob die brachgefallenen Flächen der Ausbesserungswerke für die betroffenen Städte doch eher Risiken und Belastungen als Chancen und Potenziale darstellen. Sind sie lediglich eine von vielen Flächenreserven oder kann dieser Typus von Bahnbrache einschließlich der prägenden Bebauung als wichtiger Baustein für die Stadtentwicklung fungieren?

2009, 221 S., ISBN 978-3-7983-2107-6

12,90 €

Sonderpublikationen



Sylvia Butenschön (Hrsg.)

Garten – Kultur – Geschichte Gartenhistorisches Forschungskolloquium 2010

Der Tagungsband des Gartenhistorischen Forschungskolloquiums 2010 gibt einen aktuellen Einblick in das von WissenschaftlerInnen verschiedener Disziplinen aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtete Forschungsfeld der Gartengeschichte. So behandeln die 20 Textbeiträge Aspekte der Gartenkultur aus einem Zeitraum von über 400 Jahren und einem Betrachtungsgebiet von ganz Europa - von den Wasserkünsten in Renaissancegärten über das Stadtgrün des 19. Jahrhunderts bis zu Hausgärten des frühen 20. Jahrhunderts und Fragen des denkmalpflegerischen Umgangs mit Freiflächen der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts.

2011, 134 S., ISBN 978-3-7983-2340-7

14,90 €



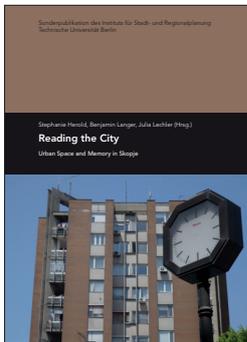
Ursula Flecken, Laura Calbet i Elias (Hg.)

Der öffentliche Raum Sichten, Reflexionen, Beispiele

Der öffentliche Raum ist zugleich konstituierendes Element und Gedächtnis der Stadt. Er ist in höchstem Maße komplex und unterliegt ständigen Veränderungen. In der Entwicklung der Städte muss er deshalb immer wieder neu verhandelt werden. Raumwissenschaften und Stadtplanung haben als integrale Disziplinen den Anspruch, unterschiedlichste Perspektiven zum öffentlichen Raum zusammen zu führen. Dieser Sammelband bietet ein vielschichtiges Bild der Funktionen, Aufgaben und Bedeutungen des öffentlichen Raumes. Er versteht sich als Beitrag, der die aktuelle Debatte bereichern und voranbringen soll.

2011, 250 S., ISBN 978-3-7983-2318-6

19,90 €



Stephanie Herold, Benjamin Langer, Julia Lechler (Hrsg.)

Reading the City Urban Space and Memory in Skopje

The workshop "Reading the city" took place in Skopje in May 2009 and followed the hypothesis that every historical, political, and social development and trend is mirrored in the city's built environment. Cities, accordingly, consist of a multitude of layers of narratives and thus become an image of individual and collective memory. Investigating different sites of the city under this focus, the publication shows, how history is mirrored in the urban space of Skopje today, how it is perceived and constructed, and which historical periods influence the city's current planning discourse.

2010, 153 S., ISBN 978-3-7983-2129-8

13,90 €



Adrian Atkinson, Meriem Chabou, Daniel Karsch (Eds.)

Stratégies pour un Développement Durable Local Renouvellement Urbain et Processus de Transformations Informelles

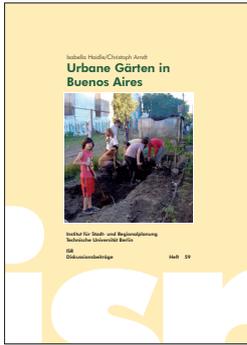
This document contains the output of a conference and action planning workshop that took place in Algiers over five days in early May 2007. The theme of the event was urban renewal with a focus on sustainable development. 62 participants attended the event from 13 countries in the framework of the URDN, sponsored and supported by the École Polytechnique d'Architecture et d'Urbanisme of Algiers. Academics, professionals and government officials from architecture, planning and including the private development sector presented papers and discussed both the technical and institutional issues as to how planning systems and the redevelopment process can be more effective in addressing sustainability issues ranging from the supply of resources, through urban design to concern with appropriate responses to climatic and geographical considerations.

2008, 223 S., ISBN 978-3-7983-2086-4

13,90 €

Das vollständige Programm finden sie unter www.isr.tu-berlin.de

Diskussionsbeiträge



Nr. 59

Isabella Haidle, Christoph Arndt

Urbane Gärten in Buenos Aires

Im Zuge der Modernisierung und Industrialisierung im letzten Jahrhundert geriet die Praxis des innerstädtischen Gemüseanbaus jedoch weitgehend aus dem Blickfeld der Stadtplanung. In der Realität verschwand sie niemals ganz, sondern bestand informell weiter. Erst die Krisen der Moderne bzw. das Ende des fordistischen Entwicklungsmodells haben weltweit zu einer intensiveren theoretischen Beschäftigung mit kleinteiligen, vor Ort organisierten, informellen Praxen geführt. Die Interaktion der GärtnerInnen mit der Stadtentwicklung und Stadtplanung rückt seit einigen Jahren ins Zentrum des Interesses. Die AutorInnen versuchen zwischen der Planung und den Ideen der GärtnerInnen zu vermitteln, indem sie mögliche Potenziale und Defizite der einzelnen Projekte aufzeigen und Unterstützungsmöglichkeiten formulieren.

2007, 204 S., ISBN 978-3-7983-2053-6

9,90 €



Nr. 58

Guido Spars (Hrsg.)

Wohnungsmarktentwicklung Deutschland

Trends, Segmente, Instrumente

Die Wohnungsmarktentwicklung in Deutschland ist zunehmend von Ausdifferenzierungsprozessen auf der Nachfrage- und der Angebotsseite geprägt. Die Teilmärkte entwickeln sich höchst unterschiedlich. Die Parallelität von Schrumpfung und Wachstum einzelner Segmente z.B. aufgrund regionaler Bevölkerungsgewinne und -verluste, der Überalterung der Gesellschaft, der Vereinzelung und Heterogenisierung von Nachfragern, des wachsenden Interesses internationaler Kapitalanleger stellen neue Anforderungen an die Stadt- und Wohnungspolitik, an die Wohnungsunternehmen und Investoren und ebenso an die wissenschaftliche Begleitung dieser Prozesse.

Mit Beiträgen von Thomas Hafner, Nancy Häusel, Tobias Just, Frank Jost, Anke Bergner, Christian Strauß, u.a.

2006, 313 S., ISBN 3 7983 2016 0

9,90 €



Nr. 57

Ulrike Lange/Florian Hutterer

Hafen und Stadt im Austausch

Ein strategisches Entwicklungskonzept für einen Hafengebiet in Hamburg

In den zentral gelegenen Hafengebieten von Hamburg hat in den letzten Jahren ein Umwandlungsprozess eingesetzt, der noch immer andauert. Allgemein zurückgehende Investitionstätigkeit und die unsichere wirtschaftliche Entwicklung, sowie räumliche Besonderheiten des Ortes lassen Zweifel aufkommen, ob die viel praktizierte Masterplanung für eine Entwicklung der Hafengebiete am südlichen Elbufer geeignet ist. Die vorliegende Arbeit schlägt daher eine Strategie der Nadelstiche vor. Für die Umstrukturierung dieses Hafengebietes soll eine Herangehensweise angewendet werden, die sich die sukzessiven Wachstumsprozesse einer Stadt zu eigen macht. Durch Projekte als Initialzündungen und ausgewählte räumliche Vorgaben soll unter Einbeziehung wichtiger Akteure ein Prozess in Gang gebracht und geleitet werden, der flexibel auf wirtschaftliche, soziale und räumlich-strukturelle Veränderungen reagieren kann.

2006, 129 S., ISBN 978-3-7983-2016-1

9,90 €



Nr. 56

Anja Besecke, Robert Hänsch, Michael Pinetzki (Hrsg.)

Das Flächensparbuch

Diskussion zu Flächenverbrauch und lokalem Bodenbewusstsein

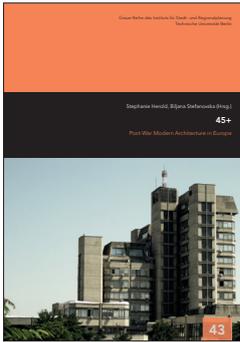
Brauchen wir ein „Flächensparbuch“, wenn in Deutschland die Wirtschafts- und Bevölkerungsentwicklung stagniert oder sogar rückläufig ist? Ja, denn trotz Stagnation der Wirtschafts- und Bevölkerungsentwicklung wächst die Inanspruchnahme von Flächen für Siedlungs- und Verkehrszwecke. Dies läuft dem Ziel zu einem schonenden und sparsamen Umgang mit der Ressource Boden und damit dem Leitbild einer nachhaltigen Siedlungsentwicklung entgegen. Das Gut „Fläche“ ist vielseitigen Nutzungsansprüchen ausgesetzt und dessen Inanspruchnahme ist aufgrund divergierender Interessen häufig ein Streitthema. Dieser Sammelband soll die aktuelle Diskussion aufzeigen, die auf dem Weg zu einer Reduktion der Flächenneuanspruchnahme von den verschiedenen Akteuren geprägt wird. Dabei reicht der Blick von der Bundespolitik bis zur kommunalen Ebene und von der wissenschaftlichen Theorie bis zur planerischen Praxis.

2005, 207 S., ISBN 3 7983 1994 4

9,90 €

Das vollständige Programm finden sie unter www.isr.tu-berlin.de

Online-Veröffentlichungen – Graue Reihe



Nr. 43

Stephanie Herold, Biljana Stefanovska (Hrsg.)

45+

Post-War Modern Architecture in Europe

During the last decades the interest in post-war architecture increased throughout Europe. At the same time the buildings, ensembles and spatial structures of the generation 45+ can still be regarded as an endangered heritage. This is evident not only in Germany but also in the international context. The conference transcript including case studies from different European regions gives a first overview of current research trends and can be a step towards a broader approach and international knowledge-transfer concerning architecture and planning of the post-war years.

2012, 212 S., ISBN 978-3-7983-2435-0 **kostenloser download unter www.isr.tu-berlin.de/grauereihe**



Nr. 42

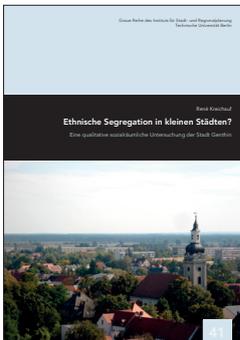
Svende Albrecht, Anna Maria Parnitzke, Josefine Reichert (Hrsg.)

Verwundbare Stadt

Ein Beitrag zum Konzept Vulnerabilität am Beispiel der ‚Schweinegrippe‘

Das Konzept der Vulnerabilität wird von diversen Forschungsdisziplinen angewendet, um mit verschiedensten Phänomenen in Zusammenhang mit Gefahren, Risiken und Schädigungen umzugehen. Vorgeworfen wird den meisten bisherigen Forschungsansätzen eine mangelnde theoretische Einbettung des Begriffs. Dieser Beitrag beschäftigt sich mit dem bislang wenig betrachteten Aspekt der Wahrnehmung von Vulnerabilität, wobei davon ausgegangen wird, dass ein Bewusstsein über mögliche Gefahren sowie dessen Bewertung gleichermaßen von Bedeutung wie die Gefahr selbst sind. Demnach kann Vulnerabilität nicht als eine gegebene Eigenschaft, sondern als gedankliches Konzept aufgefasst werden.

2012, 97 S., ISBN 978-3-7983-2419-0 **kostenloser download unter www.isr.tu-berlin.de/grauereihe**



Nr. 41

René Kreichauf

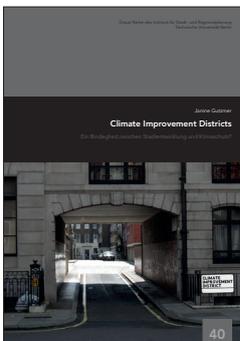
Zuwanderung und Kleinstadt

Ursachen, Ausprägung und Wahrnehmung ethnischer Segregation in kleinen Städten

Die vorliegende Arbeit untersucht am Beispiel der Kleinstadt Genthin in Sachsen-Anhalt mittels qualitativer Forschungsansätze, in welcher Ausprägung Segregationstendenzen von Zugewanderten in kleinen Städten vorliegen und wie eine Analyse dieser Tendenzen vorgenommen werden kann.

Bei der Analyse wird deutlich, dass sich der Prozess der ethnischen Segregation in kleinen Städten in einer anderen Qualität äußert und durch die Wahrnehmung der Kleinstadtgesellschaft bestimmt wird. Um die Komplexität des Segregationsprozesses in Kleinstädten zu verstehen, ist daher eine andere Betrachtungsweise notwendig.

2012, 115 S., ISBN 978-3-7983-2418-3 **kostenloser download unter www.isr.tu-berlin.de/grauereihe**



Nr. 40

Janine Gutzmer

Climate Improvement Districts

Ein Bindeglied zwischen Stadtentwicklung und Klimaschutz?

Einen neuen Ansatz im Bereich der klimaschützenden Maßnahmen bilden private Initiativen gemäß § 171 f. Baugesetzbuch in Form eines Climate Improvement Districts. Abgeleitet von den Business Improvement Districts und den Housing Improvement Districts soll Klimaschutz bürgernah und mit privatem Kapital erfolgen. In der Publikation wird anhand der derzeitigen Gesetzgebung analysiert, was bereits möglich ist und was nicht und mit diesem Ergebnis werden Anknüpfungspunkte und Möglichkeiten im sozialen, ökologischen und ökonomischen Bereich für ein Climate Improvement District dargestellt.

2012, 81 S., ISBN 978-3-7983-2417-6 **kostenloser download unter www.isr.tu-berlin.de/grauereihe**

Das vollständige Programm finden sie unter www.isr.tu-berlin.de

Jahrbuch Stadterneuerung



2012

40 Jahre Städtebauförderung – 50 Jahre Nachmoderne

Das Jahrbuch Stadterneuerung 2012 ist das 20. Jahrbuch, nachdem kurz nach der Wende 1990/91 die erste Ausgabe erschienen war. Zentraler Anlass für die aktuell geleistete Reflexion über Errungenschaften, Standortbestimmung und Perspektiven der Stadterneuerung war das 40jährige Jubiläum des Städtebauförderungsgesetzes, das bis heute als Besonderes Städtebaurecht in weiterentwickelter Form den rechtlichen Rahmen der Bund-Länder-Städtebauförderung und damit die Stadterneuerung in der Bundesrepublik Deutschland maßgeblich bestimmt. Im Mittelpunkt steht dabei die Herausbildung der noch immer gültigen Grundprinzipien einer Bestandspolitik, die Zug um Zug auf weitere Quartierstypen und stadtentwicklungspolitische Herausforderungen angepasst und übertragen wurden. Dabei geht es sowohl um die beziehungsreiche Nachzeichnung und Einordnung des historischen Wandels in der Planungs- und insbesondere Stadterneuerungskultur als auch um die Reflexion der Wirkungsmächtigkeit nachmoderner Prinzipien in der Bestandsentwicklung.

2012, 369 S., ISBN 978-3-7983-2420-6

20,90 €



2011

Stadterneuerung und Festivalisierung

Seit zwei Jahrzehnten wird das Thema der Festivalisierung der Stadtplanung und der Stadterneuerung kontrovers diskutiert. Kleine und große Festivals und diverse Veranstaltungen unterschiedlichen Formats sind weiter en vogue, und derartige Events werden gezielt als strategisches Instrument der Stadtpolitik eingesetzt. Auch in den letzten Jahren spielen sie als Internationale Bauausstellungen, Gartenschauen und ähnliche Ereignisse für Stadtbau und Stadterneuerung eine besondere Rolle. Anlass genug, dieses Thema – inzwischen durchgängig Gegenstand von Stadtforschung und Planungstheorie – in diesem Jahrbuch Stadterneuerung schwerpunktmäßig aufzunehmen und in den einzelnen Beiträgen aus verschiedenen Perspektiven kritisch zu reflektieren. Daneben werden auch in diesem Jahrbuch neben dem Schwerpunktthema Lehre und Forschung theoretische und historische Aspekte der Stadterneuerung sowie auch Praxen im In- und Ausland in den Beiträgen thematisiert.

2011, 378 S., ISBN 978-3-7983-2339-1

20,90 €



2010

Infrastrukturen und Stadtbau

Das Jahrbuch Stadterneuerung 2010 beinhaltet in diesem Jahr den Schwerpunkt „Soziale und technische Infrastruktur im Wandel“. Die Rahmenbedingungen, der Stellenwert und der Zusammenhang von Infrastruktur und Stadterneuerung haben sich in den letzten Jahren gravierend verändert. Schrumpfende Städte, Rückbau, kommunale Haushaltsprobleme und der Niedergang sowie die Schließung von Einrichtungen, die in früheren Stadterneuerungsphasen mit öffentlichen Mitteln gefördert wurden, machen eine Neubewertung und eine differenzierte Bestandsaufnahme erforderlich, um neue Herausforderungen zu reflektieren. Vor dem Hintergrund des demographischen Wandels sind „bewährte“ Strukturen für Bemessung, Bau, Betrieb und Nutzung von Infrastrukturen im Kontext des Stadtbbaus in Frage gestellt. Neben diesem Schwerpunktthema werden Lehre und Forschung, theoretische und historische Aspekte der Stadterneuerung sowie auch neue Praxen im In- und Ausland in den Beiträgen thematisiert.

2010, 376 S., ISBN 978-3-7983-2230-1

20,90 €



2009

Megacities und Stadterneuerung

Das Jahrbuch Stadterneuerung 2009 widmet sich dem Schwerpunkt Stadterneuerung und Stadtbau in den rasch wachsenden Metropolen des Südens. Die wachsende Wohnungsnot, Elendsviertelentwicklung, Verkehrschaos, Umweltprobleme und Klimaschutz erfordern ein Umdenken und machen prekäre globale Abhängigkeiten auch für die „Erste Welt“ deutlich.

Die Beiträge in diesem Band beziehen sich neben theoretischen und historischen Aspekten der Stadterneuerung vor allem auf Einordnungen, Fallstudien und Handlungsansätze von Mega-Städten vor dem Hintergrund sehr unterschiedlicher Problemlagen und Akteurskonstellationen. Bisherige Muster und „bewährte“ Konzepte der Stadterneuerung und des Stadtbbaus werden durch die epochale Krise in Frage gestellt, und es gilt stärker denn je nach innovativen Konzepten der Bestandsentwicklungspolitik zu suchen, mit denen auf die weltweiten komplexen Herausforderungen reagiert werden kann. „Yes, we can?“

2009, 343 S., ISBN 978-3-7983-2134-2

18,90 €

Das vollständige Programm finden sie unter www.isr.tu-berlin.de

Portrait des Instituts für Stadt- und Regionalplanung

Menschen beanspruchen in sehr unterschiedlicher Art und Weise ihren Lebensraum. Die damit verbundenen Auseinandersetzungen um verschiedene Nutzungsansprüche an den Boden, die Natur, Gebäude, Anlagen oder Finanzmittel schaffen Anlass und Arbeitsfelder für die Stadt- und Regionalplanung. Das Institut für Stadt- und Regionalplanung (ISR) an der Technischen Universität Berlin ist mit Forschung und Lehre in diesem Spannungsfeld tätig.

Institut

Das 1974 gegründete Institut setzt sich heute aus sieben Fachgebieten zusammen: Bestandsentwicklung und Erneuerung von Siedlungseinheiten, Bau- und Planungsrecht, Denkmalpflege, Orts-, Regional- und Landesplanung, Planungstheorie, Städtebau- und Siedlungswesen sowie Stadt- und Regionalökonomie. Gemeinsam mit weiteren Fachgebieten der Fakultät VI Planen Bauen Umwelt verantwortet das Institut die Studiengänge Stadt- und Regionalplanung, Urban Design, Real Estate Management und Urban Management.

Mit dem Informations- und Projektzentrum hat das ISR eine zentrale Koordinierungseinrichtung, in der die Publikationsstelle und eine kleine Bibliothek, u.a. mit studentischen Abschlussarbeiten angesiedelt sind. Der Kartographieverbund im Institut pflegt einen großen Bestand an digitalen und analogen Karten, die der gesamten Fakultät zur Verfügung stehen.

Studium

Stadt- und Regionalplanung an der Technischen Universität Berlin ist ein interdisziplinärer und prozessorientierter Bachelor- und Masterstudiengang. Die Studierenden lernen, bezogen auf Planungsräume unterschiedlicher Größe (vom Einzelgrundstück bis zu länderübergreifenden Geltungsbereichen), planerische, städtebauliche, gestalterische, (kultur-)historische, rechtliche, soziale, wirtschaftliche und ökologische Zusammenhänge zu erfassen, in einem Abwägungsprozess zu bewerten und vor dem Hintergrund neuer Anforderungen Nutzungs- und Gestaltungskonzepte zu entwickeln.

Traditionell profiliert sich das Bachelor-Studium der Stadt- und Regionalplanung an der TU Berlin durch eine besondere Betonung des Projektstudiums. Im zweijährigen konsekutiven Masterstudiengang können die Studierenden ihr Wissen in fünf Schwerpunkten vertiefen: Städtebau und Wohnungswesen, Bestandsentwicklung und Erneuerung von Siedlungseinheiten, örtliche und regionale Gesamtplanung, Raumplanung im internationalen Kontext oder Stadt- und Regionalforschung.

Internationale Kooperationen, unter anderem mit China, Italien, Polen, Rumänien und dem Iran, werden für interdisziplinäre Studien- und Forschungsprojekte genutzt.

Forschung

Das Institut für Stadt- und Regionalplanung zeichnet sich durch eine breite Forschungstätigkeit der Fachgebiete aus. Ein bedeutender Anteil der Forschung ist fremdfinanziert (sog. Drittmittel). Auftraggeber der Drittmittelprojekte sind die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), die Europäische Kommission, Ministerien und deren Forschungsabteilungen, Bundesländer, Kommunen, Stiftungen und Verbände sowie in Einzelfällen Unternehmen. Eine weitere wichtige Forschungsleistung des Instituts sind Dissertationen und Habilitationen.

Die Ergebnisse der Forschungsprojekte fließen sowohl methodisch als auch inhaltlich in die Lehre ein. Eine profilgestaltende Beziehung zwischen Forschungsaktivitäten und Studium ist durch den eigenen Studienschwerpunkt „Stadt- und Regionalforschung“ im Master vorgesehen.

Sowohl über Forschungs- als auch über Studienprojekte bestehen enge Kooperationen und institutionelle Verbindungen mit Kommunen und Regionen wie auch mit anderen universitären oder außeruniversitären wissenschaftlichen Einrichtungen.

Weitere Informationen über das ISR finden Sie auf der Homepage des Instituts unter: <http://www.isr.tu-berlin.de/> und in dem regelmäßig erscheinenden „ereignIS.Reich“, das Sie kostenlos per Mail oder Post beziehen können.